

Herr Oberleutnant Brehm, zwei Offiziere, zwölf Unteroffiziere und zwölf Einjährig Freiwillige. Letztere hatten wir Chargen zur Ausbildung. Erst zwei Mal saßen sie am Pferd. Schon um fünf Uhr früh hieß es die Pferde satteln, hinaus in die offene Reitschule, Aufstellung nehmen, Meldung erstatten, Aufsitzen und der Abmarsch zu Pferd begann. Der Ritt führte über Pauschowitz, Bruyau, durch bereits knospende Laubwälder auf eine luftige Anhöhe hinauf, von der aus sich uns ein wunderschönes Panorama von der lieblichen Stadt Leitmeritz, und im Hintergrund der sächsisch - böhmischen Schweiz, bot. Herr Oberleutnant Brehm erklärte uns das Festungsgebiet, die Lage und den ehemaligen Zweck der Befestigungsanlage zur Sperre des Elbe-Egertales. Der Egerfluss mündet oberhalb der Stadt Leitmeritz bei Lowositz in die Elbe. Beide Flüsse führen größtenteils trübes gelbgraues Wasser, sind sehr fischreich. Nach fünfstündigem Ritt kehrten wir wieder heim auf die Reitschule. Wir sprangen vom Pferd ab, die Fahrkanoniere übernahmen die Pferde zur Reinigung und Fütterung. Herr Oberleutnant sprach hierauf seinen besten Dank für die Bereitschaft zum Ausritt allen Teilnehmern aus und empfahl sich. Am Nachmittag hatte jeder noch genug mit Reinigungsarbeit in seinem Lager zu tun. Nach der Befehlsausgabe nahm ich ein wohltuendes Wannenbad im Garnisonsspital, wo mir jede Woche die Erlaubnis von einem Kameraden, der dort beschäftigt war, gegeben wurde. Am Abend fand in der Pfarrkirche die Auferstehungsfeier statt, an der sich einige gute Kameraden von meiner Feldbatterie und ich beteiligten. Hier in Theresienstadt konnte man nicht jeden Sonntag die heilige Messe besuchen. Im Krieg musste viel mehr Dienst gemacht werden, daher auch wenig Sonntagsfreizeit. Doch am Ostersonntag stellte jede Truppe von hier eine Abordnung zum Ostergottesdienst, an welchem auch von unserer Ersatzbatterie zwanzig Mann teilnahmen, unter welchen auch ich mich befand. Eine feldmäßig ausgerüstete Marschkompanie vom I.R. 42 gab bei der heiligen Wandlung eine Salve ab. Nach dem Gottesdienst fand die Defilierung vor dem Stadtkommandanten Oberst Ludwig vom I.R. 42 durch diese Kompanien statt. I.R. 42 war das erste Grenadierregiment in Österreich. Ihr Regimentsmarsch ist der allseits bekannte Grenadiermarsch. In früheren Zeiten war die Mannschaft nur deutsch. Auch zu Beginn dieses Krieges sprach noch die Mannschaft rein deutsch. Im Laufe der langen Kriegszeit wurden auch Tschechen hinzugegeben, doch diese wollten für Österreich absolut nicht kämpfen.

Nachmittags unternahm eine kleine Kameradschaft einen Ausflug in die Stadt Aussig, einer wunderbar in das enge Elbetal eingebetteten Industriestadt. Die elektrische Straßenbahn führte uns zu allen Sehenswürdigkeiten dieses Ausflugsortes. Ein Stadttheater, ein schönes Gebäude aus neuerer Zeit, sorgte für gediegene Kulturabende. Die großen Seifenfabrikanlagen jenseits der Elbe geben der hiesigen Bevölkerung reichlichen Verdienst und Wohlstand. Auch der Fremdenverkehr in das schöne, vom beiderseitig sich erhebenden Mittelgebirge begrenzten reizenden Elbetal, der „böhmisch – sächsischen Schweiz“, bringt schönes gutes Geld ins Land.

Am rechten Ufer, des hier sehr engen aber tiefen Elbflusses, erhebt sich auf einem schroffen Felsen die Ruine Schreckenstein in noch sehr gutem Bauzustand. Auf luftige Bergeshöhen, dem lauten Getriebe der Stadt entflohen, führt ein steiler, steiniger Weg zur Ruine. In dieser großen alten Ritterburg, wer wird einstens in der Zeit des Mittelalters hier gehaust haben? In den schön gelegenen grünen Föhrenwaldungen, welche sich im Hintergrunde an die Berghänge so anmutig anlehnen, zu luftwandeln, war für unsere Gesellschaft ein wahres Vergnügen, die Herrlichkeit von Gottes Natur zu bewundern. In den schon längst vergangenen alten Ritterszeiten wird sich damals so manches Liebespärichen in diesen so trauten Waldungen die süßen Worte der empfundenen Liebe gestanden haben, die schönste Stunde der Jugend erlebt haben. Seit dieser Zeit kamen und gingen wieder so viele Geschlechter der Schreckensteiner Burg, aber man findet heute noch die Überreste einstiger Pracht und Herrlichkeit, die in diesen Mauern zu bewundern ist. Auf einer kleinen frisch grünenden Waldwiese, durch welche ein munteres Gebirgsbächlein seinen schlangenartigen Lauf sich grub, saß unsere Gesellschaft im Kreise herum. Verzehrte die mitgenommenen Jausenpackerl und jeder von uns legte sich für eine Stunde ins grüne Wiesengras zur Rast. Ich selbst ließ meine Gedanken in die liebe Heimat gehen, dachte an meine Lieben und Vater in Wien. Dabei kam mir auch die in meiner Schulzeit so oft gelesene Waldruine, geschrieben von Adalbert Stifter, in Erinnerung. Hier an diesem stillen Plätzchen bei der Ruine Schreckenstein schien es mir, als hätte Stifter sich hier die Gedanken für seine Waldruine geholt. Als die liebe Sonne ihre letzten Strahlen vom westlichen Horizont uns sandte, machten wir uns auf den Weg hinunter zur Stadt. Hier trieb es uns zum Tummelplatz der Hauptstraße, um das bekannte Nachtleben der Stadt Aussig auch kennen zu lernen. In der Tat gab es ein Leben und ein Treiben auf dieser Bummelstraße, vorwiegend Mädels, Damen und Herren in Zivil, Militär ist sehr wenig. Die große Seifenfabrik „Schicht“ beherbergt eine große Zahl von Arbeitern und Beamten, alle deutsch sprechend. In einem Kaffeehaus kehrten wir ein, verbrachten die letzten Abendstunden in sehr guter Laune im Gesellschaftskreis der Stadtbevölkerung, die nur die deutsche Muttersprache kannte. Um zwölf Uhr Mitternacht führte uns eine Überfuhrbahn über die Elbe nach Schreckenstein, um von dort aus mit der Nordwestbahn nach Leitmeritz zu gelangen. Von hier aus marschierte unsere lustige Gesellschaft nach Hause ins Quartier Theresienstadt. Am Ostermontag konnte jeder von uns noch in Schlaf zugeben, da je die Feiertage dienstfrei für uns waren. In der Natur herrschte ein reines Aprilwetter, daher konnte an einen Ausflug nicht gedacht werden. So blieben alle zu Hause beim Kartenspiel und am Abend besuchte ich das Kino, wo Henny Porten die Hauptrolle spielte. Die Ostertage sind nun in voller Ruhe vergangen, das Alltagsleben ging am Dienstag weiter. Vor den Feiertagen gingen schon die ersten Anbauurlauber weg. Ich bemühte mich nun auch mit dem zweiten Turnus fahren zu können. Am Donnerstag 12. April ging ich ohne zu fragen zum Rapport und bat auch um Anbauurlaub. Herr Oberleutnant Brehm fragte mich, wieviel Grund wir besitzen, so gab ich zur Antwort: „Zehn Joch“, wenn es auch nur zwei in Wirklichkeit waren. Hierauf bewilligte er mir drei Wochen. Abends konnte ich schon die

Heimreise antreten. Nächsten Vormittag ging ich sofort zu Vater auf drei Stunden. Wie übergücklich war er über meine Mitteilung, dass ich drei Wochen Anbauurlaub erhielt. Unsere Aussprache in dieser so kurzen Zeit war außerordentlich interessant für beide. Vater erteilte mir viele Arbeitsaufträge, die ich ohnehin im Hause durchführen soll, die Urlaubszeit soll ich gut ausnützen. Vaters Interesse am Geschäft wurde bei jedem Besuch reger, am liebsten würde er schon selbst wieder daheim bei der Hobelbank stehen. Auf meine Frage, wann er nach Hause kommen wird, gab er zur Antwort: „Im Mai, wenn die liebe Sonne wärmer scheint, die frische Frühlingsluft durch die Heimat weht. Nur im Mai wird mein Zustand sich soweit hergestellt haben, dass ich transportfähig bin, um in meine geliebte Heimat zurückkehren zu können.“ Vater jammerte immer, dass ihm stets kalt sei, trotzdem er zwei Garnituren Winterwäsche und ein gut wattiertes Westerl anhatte. Zwei warme Decken im Bett noch dazu, da sollte man meinen, da kann doch Vaterl nicht kalt sein. In Folge seiner Blutleere fror ihn doch. Er sehnte die Zeit schon so erwartungsvoll herbei, wo er in seine geliebte Heimat zurückkehren kann, im trauten Familienkreis ein fröhliches Wiedersehen feiern zu können, eine Zeit, wo er dann für immer bei seinen Lieben verweilen kann. In der guten Hoffnung, dass sein sehlichster Wunsch bald in Erfüllung gehen wird, verabschiedeten wir uns. „Nun wünsche ich dir recht baldige Besserung und ich erwarte dich bestimmt in Gföhl, in unserem Heim, der Wirkungsstätte unserer Ahnen. Ich werde wieder um Urlaubsverlängerung ansuchen, um das Beisammensein mit dir, meinem lieben Vaterl, in vollem Maße der Freude zu erleben. Behüt dich Gott, auf ein baldiges frohes Wiedersehen!“ Er antwortete: „Ja, mein lieber Hans, lebe auch du recht wohl, lasse meine Lieben daheim schön grüßen und trachte nur Urlaubsverlängerung zu erhalten, um ein sehr langes Beisammensein zu Hause erwirken zu können. Wie ich dir sagte, mache der lieben Mutter recht viel Freude, wie du sie mir stets bereitest. Trachte, dass im ganzen Haus wieder etwas Ordnung hineinkommt. Wenn ich nach Hause komme, wird es nicht all zu lange dauern, wird mich Mutter wieder aufgepapperlt haben. Ich weiß, zu Hause werde ich bald gesund sein, dann, lieber Hans, geht es von vorne wieder an, wie wir es mitsammen gewohnt waren. Der alte Hans wird sein Pfeiferl gemütlich rauchen, bei seiner Hobelbank stehen, den Hobel dirigieren wie früher. Vorläufig werde ich allein arbeiten, bis ich dich vom Militär frei kriegen werde, mit dem Kriege wird es doch heuer Schluss werden, so kann ich rechnen, dass du deine vollen drei Jahre gedient hast und mir dann zurück gegeben wirst. Fühlen wir uns mit unserem Schicksal zufrieden und sehen der Zukunft mit erhobenen Haupt und klarem Blick ruhig entgegen. Der Wille Gottes wird alles wieder zum Guten wenden. So lebe noch ein Mal recht wohl und lasse es in den kommenden Tagen dir recht gut gehen. Leb wohl, behüt dich Gott, auf baldig Wiedersehen!“ Dies waren seine letzten Abschiedsworte, für dieses Mal, ja für immer.

Ein kühles Lüfterl ging durch die Gassen von Grinzing und Anhöhen von Döbling, als ich hierauf zur Tante Adelheid ging. Mit ihr besprach ich noch die Lage über Vaters Heimkehr, nahm noch ein kräftiges Mittagmahl ein, dann eilte ich noch auf eine Stunde zur Tante Käthe. Auch ihr berichtete ich das Vereinbarte über Vaters Heimreise. Am Abend langte ich mit dem Zug in Krems wohlbehalten an und vergönnte mir noch ein Nachtmahl und zwei Viertel Wein, um für den weiten Fußmarsch gerüstet zu sein. Es dämmerte schon, als ich den Heimmarsch nach Gföhl antrat. Nach 3½stündigem fleißigem Bergaufgehen konnte ich schon den Lichtschein der Straßenbeleuchtung von meinem Heimatort entdecken, doch waren es noch zwanzig Minuten bis zu meiner Geburtsstätte.

Meine Mutter wusste bereits von meinem Kommen, doch es war um einen Tag später. All meine Lieben erwarteten heute bestimmt mein Kommen, sie blieben auf, bis ich kam. Bis zwei Uhr früh blieben wir auf, mit allem Erzählen wurde es heute so spät. Am nächsten Morgen stand ich erst um zehn Uhr vormittags auf. Ich war so müde von der Anstrengung der letzten Tage und schlaflosen Nächten. Nachmittags besuchte ich die Verwandten und Freunde unserer Familie. Erst um neun Uhr abends kehrte ich heim.

In der ganzen Urlaubszeit, bis Ende April, regnete oder schneite es, eine winterliche Kälte war zu verspüren, ein reines Aprilwetter. Die Frühjahrsfeldarbeiten konnten überhaupt nicht durchgeführt werden. Für Hafer, Gerste, Sommerroggen und Kartoffellegen wäre es schon Zeit gewesen, doch in Folge Unbeständigkeit der Witterung blieb es zurück. Nicht einmal den Dünger konnte man ausführen. Im Berufe arbeitete ich vom frühen Morgen bis späten Abend. Vorerst begann die Reparatur am Fußboden, dann alle Arbeiten im Hause. Für Kunden gab es auch verschiedene Kleinarbeiten, die mir ein wenig Kleingeld einbrachten.

Nach vierzehn Tagen sandte ich ein Gesuch um Verlängerung meines Urlaubes um zwei Wochen, da durch das ungünstige Frühjahrswetter die Feldanbauarbeiten nicht vorgenommen werden konnten. Mein guter Batteriechef, Herr Oberleutnant Brehm, bewilligte mir sofort eine Verlängerung um drei Wochen. Wie ich eben mit der Fußbodenarbeit im eigenen Hause fertig war, bei welcher mir mein Bruder Karl sehr fleißig mithalf, kam der Briefbote mit einem dienstlichen Brief meiner Batterie. In großer Aufregung darüber meinte ich „nicht bewilligt“. Zu meinem, sowie Erstaunen aller, und übergroßen Freude, lag eine Verlängerung von drei Wochen im Brief. Ganz übergücklich über diese freudige Botschaft eilte ich zu allen Bekannten und berichtete ihnen von dieser guten Nachricht. Mit Zuversicht hoffte ich nun auf das baldige frohe Heimkehren unseres lieben Vaters.

Am 23. April erhielten wir von Tante Poldi Nafe einen Expressbrief, in dem berichtet wurde: Tante Adelheid war bei Vater im Spital. Sie fand Vater in besorgniserregendem Zustand vor. Es wäre wohl notwendig, Mutter soll sofort kommen, sich selbst überzeugen von dem wehen Aussehen Vaters. Auch Tante Käthe war bei Vater und fand ihn sehr schwach und müde. Mutter konnte keine ruhige Stunde mehr zu Hause finden. Im ganzen Familienkreise war eine große Aufregung über diese traurige Mitteilung eingetreten. Mutter machte sich reisefertig und am 28. April vormittags fuhr sie bei schlechtem Wetter nach Krems. Mir gab sie den Auftrag im

Hause alles in Ordnung zu bringen, den Landauer bei Herrn Apolt zu bestellen, der Vater vom Kremser Bahnhof nach Gföhl bringen sollte. Vaters Wunsch, dass klein Karli mit nach Krems fahren soll zum Empfang am Bahnhof, sollte auch erfüllt werden. Im ganzen Haus wurde peinlichste Ordnung hergestellt. Wir drei Geschwister bemühten uns den Empfang unseres geliebten Vaters aufs Beste zu gestalten. Vaters Charakter zeichnete sich in peinlichster Reinlichkeit und Ordnungsliebe besonders aus. Mutter versprach mir ein Telegramm zu senden, wann der Landauer am Kremser Bahnhof gestellt sein soll.

Am Nachmittag des 30. April war ich eben am Boden mit dem Schlichten von Brettern beschäftigt und ganz allein im Hause, als die Tochter des Briefträgers Eischer, namens Resi, in unsere Schupfe kam und mich per Namen Hans rief. Ich hörte sie und kam sofort zum Bodenausschnitt und fragte sie, was ihr Begehrt sei. Sie wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, sie sagte nur, ich soll einen Sprung zu ihr hinauf machen, sie hat mir etwas Wichtiges mitzuteilen. „Ja, liebe Resi, ich komme gleich, habe noch eine kleine Ordnung zu machen, hierauf mich noch zu waschen“. „Gut, komm dann hinauf zu uns“, antwortete sie und ging nach Hause. Nach meiner Reinigung eilte ich im Arbeitskleid hinauf zur Familie Eischer. Im Hof stand Frau Eischer beim Waschtrog und wusch gerade die Wäsche. Ich frug sie, wo Resi sei. „Gehen sie nur in die Küche hinein, dort ist Resi“, war ihre Antwort und weinte. In der Küche stand Resi beim Ofen und sprach: „Hans, dort am Tisch liegt ein Telegramm für dich“. Mit voller Ruhe nahm ich den Empfangsschein in die Hand und unterschrieb ihn. „Gott sei Dank, dass das erwartete Telegramm von Mutter schon da ist“, sprach ich, und öffnete das Telegramm. Mein erster Blick war auf die Unterschrift desselben gerichtet, doch was sah ich? „Kommando Kriegsspital Grinzing“. Ich erwartete doch ein Telegramm von Mutter? Nun kam der traurige Inhalt: „Müssen Ihnen die traurige Mitteilung machen, dass ihr Vater heute um ¼10 Uhr vormittag sanft in den Herrn entschlafen ist“. Ganz wie versteinert stand ich da, kein Laut kam über meine Lippen. Im Hintergrund standen Resi und ihre Mutter in vollen Tränen. Im nächsten Moment ergriff mich ein Zornesausbruch und schrie, „so, jetzt haben wir es; so weit haben sie's mit Vater getrieben, bis er seine Augen für immer schloss“. Mit traurigem Herzen ging ich nach Hause. Wie ich über das kleine Bergerl vor unserem Haus herunter kam, war soeben Schwester Iderl vom Felde heimgekehrt. Im Hofe trafen wir uns. Sie fragte mich, wo ich gewesen bin, so auch, ob das Telegramm von Mutter schon eingetroffen sei. „Ja, liebes Iderl, ein Telegramm ist soeben eingetroffen, doch ein anderes, vom Mutterl nicht“. Ich wollte hier im Hof noch nicht sprechen, erst als wir in der Küche waren. Iderl ahnte noch nicht, was ich ihr nun mitteilen musste. Sie ließ mir keine Ruhe, ich legte das erhaltene Telegramm auf den Tisch und war für die nächsten Augenblicke voll gefasst. Wie Iderl die Worte las, konnte sie vorerst den Inhalt des Telegrammes nicht fassen. Auf ein Mal begann sie laut zu schluchzen und stürzte in meine Arme. Jetzt erst begann sie den so traurigen Inhalt zu erkennen. Ein lautes Weinen und Jammern ging los. „Mein lieber guter Vater ist tot, er kommt nicht mehr zu uns“. Ihre letzten Worte erstickten, in meinen Armen begann sie zu phantasieren. Sie hielt es nicht mehr aus, sie konnte sich in unserer traurigen Lage, die uns allzu früh beschieden wurde, nicht hineinfinden, sie wollte mit Gewalt durch die Mauer. Es kostete mir viel Mühe, sie zu halten. Durch das viele laute Jammern wurden die Nachbarn aufmerksam und stürzten auch ganz aufgeregt in die Küche herein. Nun ging ein gemeinsames Weinen und Wehklagen von vorne an. Bruder Karli fehlte noch. Er war noch in der Schule. Nach einer Weile kam er lustig nach Hause, warf seine Schultasche auf die Bank und trat in die Küche ein, wo alle mitsammen keinen Trost fanden in unserem Jammer. Wie er das Weinen sah, standen ihm auch die Tränen in den Augen. Er kam an mich heran, fragte ob das Telegramm von Mutter schon eingetroffen ist, ob morgen der Landauer nach Krems fährt um Vater abzuholen. Er hätte schon eine große Freude, dass er als Erster der Familie unseren lieben Vater in Krems begrüßen dürfte, an seiner Seite nach Hause fahren kann. In diesem Augenblick wusste ich nicht, was ich sagen sollte. „Dort am Tisch liegt ein Telegramm, lies es“, war meine Antwort. Denn andere Worte fand ich in dieser Situation nicht. Karli las zweimal mit Andacht die Worte des Telegrammes, legte das inhaltsschwere Blatt Papier wieder auf den Tisch und kam auch zu mir, ließ sein Herzeleid und Weh an meiner Brust aus. Wie standen wir drei Kinder nun da, wir hatten unseren lieben, herzensguten Vater für immer verloren. Nie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen können. Lange blieben wir beisammen, konnten unseren Schmerz nicht stillen. Es blieb mir, dem ältesten Sohne doch nichts anderes übrig, als den Kopf hoch zu heben und zu handeln. Ich raffte all meine Kräfte zusammen und rief in die Menge der Versammelten hinein: „Jetzt müssen wir auch unserer lieben Mutter in Wien gedenken, die wohl bald der Verzweiflung nahe stehen wird“. Im stillen Gebet vereinigten wir uns alle und sagten unserem lieben verstorbenen Vater ein letztes Lebewohl. Gott, dem Herrn aller Menschenherzen baten wir, er möge Vater ein gerechter Richter sein, ihn zu sich aufnehmen in das Himmelreich.

Unserer guten Tante Maria und der Nachbarin Frau Witzmann vertraute ich Schwester Iderl und Bruder Karli an, um zu Onkel Gerzabek gehen zu können, ihnen vom Tod Vaters die Mitteilung zu geben. In ihrem Familienkreise brach ein Ausbruch von Weh und Schmerz los. Im vereinten Gebet gedachten wir Vater und des vor 2½ Jahren am Schlachtfeld Galiziens gefallenen Sohnes Franz. Heute sind beide ein Opfer dieses größten Völkerrings geworden, haben ihre Seele für immer ausgehaucht.

Meine erste und heiligste Pflicht war nun sofort nach Wien zur traurigen verlassenen Mutter zu fahren. Von einem Nachbar besorgte ich mir abends ein Rad um zeitlich früh zum ersten Wienzug zurecht zu kommen. Nach der Heimkehr fanden sich die engsten Familienmitglieder bei uns ein und jetzt entschied man sich, ob Vater nach Gföhl ins Familiengrab gebettet wird, oder in Wien in einem Massenschachtgrab beerdigt werden soll. Für Letzteres konnte niemand einwilligen. So entschied man sich, Vater überführen zu lassen, nach Gföhl, in seine viel

geliebte Heimat. In später Abendstunde begaben sich alle zur Ruhe, doch bei uns zu Hause konnte diese unter uns drei Geschwistern nicht gefunden werden. Alle Erinnerungen an unser trautes Familienleben, wo wir alle noch beisammen waren, kamen im Geiste vor uns vorüber, die Zukunft, was wird sie uns noch alles bringen? Um zwei Uhr früh stand ich schon auf um alle Vorbereitungen zur Fahrt nach Wien zum lieben Mütterlein treffen zu können. Bevor ich Abschied von meinen Geschwistern nahm vereinbarte ich mit ihnen, sie erhalten sofort Bescheid, ob Vater überführt wird oder nicht. Schon um fünf Uhr früh traf ich am Kremser Bahnhof ein und um sechs Uhr fuhr der Zug nach Wien. Dortselbst um ½9 Uhr früh eingetroffen. Fuhr zur Tante Käthe, der sicheren Meinung, Mutter bestimmt dort zu finden. Doch weder Tante Käthe noch Mutter konnte ich antreffen. Nun, was soll ich machen? Bei Tante Adelheid wird Mutter doch zu erreichen sein. Ich wollte eben das Haus verlassen, kam Tante Käthe vom Anstellen im Einkauf zurück. Meine erste Frage nach dem Gruße war: „Wo ist die Mutter?“ „Ich weiß gar nicht, dass die Mutter in Wien ist. Hätte dich schon gestern erwartet, da du mir doch sagtest, du bleibst einige Tage hier in Wien bei Vater, ehe du zum Kader vom Urlaub einrückst.“ „Weißt du nicht was geschehen ist?“ „Na, was denn?“ rief Tante sehr erregt. „Unser Vater ist tot“, war meine Antwort. „Um Gottes Willen, was ist geschehen? Johann tot? Wie konnte dies so rasch geschehen?“ „Ich selbst weiß nichts von dem ganzen Vorfall“. Ich berichtete nun der Tante, dass Mutter nach Wien fuhr, in der Absicht, Vater abzuholen, ihn nach Hause zu bringen. Wie alles so rasch kam mit dem Hinscheiden Vaters weiß nur Mutter. „Nun lass mich zu Mutter, es ist höchste Zeit. Ich fahre hinaus zu Tante Adelheid, wo Mutter sicher sein wird“. Dies alles trug sich im Vorhaus zu. „Hans, lass mich auch gleich mitgehen, ich will nur den Kindern noch etwas kochen, um elf Uhr kommen sie ohnehin schon nach Hause“. Ich ließ mich bereden und wartete bis alles abgefüttert war. Um zwölf Uhr mittags fuhren wir beide hinaus nach Döbling zu Tante Adelheid, wo wir um ½2 Uhr nachmittags eintrafen. Mein Blick richtete sich noch auf das nahegelegene Reservespital Grinzing, wo Vater seinen Geist für immer aufgab. Mein Herz erregte sich ungemein, als ich das Spital vor mir sah. Nun kam für mich wieder eine der traurigsten Stunden im Leben, das Wiedersehen mit Mutter, in ihrem so großen Leide.

Mit traurigem Herzen traten wir in das Haus, wo Tante Adelheid wohnte. Lätete an der Wohnungseingangstür, die liebe Tante, schon in Trauerkleidung, öffnete die Tür und hieß uns eintreten. Mein erster Blick suchte Mutter. Sie saß ganz gebeugt und weinend auf einem Sessel, ganz versunken im Gedanken an das Geschehene. Als sie uns erblickte sprang sie auf mich zu, stürzte sich in meine starken Arme, um ihrem all zu großen Schmerz und Herzeleid an meiner Brust zu stillen. „Mein lieber Hans, Vater ist tot – was wird jetzt noch werden mit uns? Wie wird dies nur enden?“ Mit allen meinen gesammelten Kräften versuchte ich mit Trostworten sie etwas zu beruhigen. Dieses Wiedersehen mit Mutter wird mir ewig in Erinnerung bleiben.

Nachdem etwas Ruhe eintrat versuchte ich Mutter zu bewegen, uns über das so rasche Ableben unseres lieben Vaters Bericht zu geben. Doch war sie derzeit nicht in der Lage unseren Wunsch zu erfüllen. „Abend wirst du alles von mir erfahren, lasse uns jetzt mitsammen hinuntergehen ins Spital, nähere Erkundigung einholen, dann ins Garnionsspital auf der Währingerstraße gehen, um in der Leichenhalle unserem toten Vater noch einen Besuch abzustatten“.

Mutter, Tante Käthe und ich wanderten hinunter ins Spital, um zu fragen, ob der Leichnam noch hier liegt oder schon ins Garnionsspital abgegangen ist. Wir konnten keine richtige Antwort bekommen. Ein Beamter sagte so, der andere wieder anders. Nun wandte sich Mutter an den Korporal, welcher vormittags nach dem Tod Vaters in Erledigung der Entlassungsformulation behilflich war. Dieser telefonierte in die Leichenhalle des Garnionsspitales, ob der Leichnam dort schon eingetroffen sei. Er erhielt die Antwort, „noch nicht“. Hierauf ging er mit uns in die Verwaltungskanzlei und fragte hier, ob der Leichnamstransport schon abgegangen sei. Ein Zugsführer berichtete ihm, die Dokumente sind mittels einer Ordonanz abgegangen, der Leichnam dürfte sich bereits am Wege ins Garnionsspital befinden. Im Spitalsgebäude machten wir noch einen Rundgang um die Zeit vergehen zu lassen, da doch eine Weile vergeht bis wir unseren lieben Vater im Sarge in der Leichenhalle zu sehen bekommen. Eine drückende Schwüle trat nach dem abscheulichen Aprilwetter auf dem langen Weg hinunter ins Garnionsspital ein. Hierauf suchten wir die Bestattung auf, wo ein sehr freundlicher Beamter uns begrüßte. Wir ersuchten ihn um Auskunft, ob der Leichnam schon eingetroffen sei, doch leider noch nicht. In dieser Wartezeit ließen wir uns einen Kostenvoranschlag über die Überführungsauslagen geben. Dieser lautete: Die Überführung loco Krems kostet 600 Kronen. Von dort aus muss die Kremser Bestattung den Leichnam nach Gföhl überführen. Der Sarg allein kostet 450 Kronen, wohl ein doppelter Metallsarg, der innere mit Glasausschnitt, der äußere mit schöner Metallverzierung. Ohne kirchliche Einsegnung wird der Leichnam im Sarge auf die Bahnstation geführt, dort in eine Kiste verpackt und in einem Waggon allein als beschleunigtes Lastgut nach Krems geführt. In Wien würde ein Grab auch auf die Höhe der Überführungskosten kommen. Wir entschlossen uns zur Überführung und schlossen mit der Bestattung ab. Nachher fanden wir uns in der Leichenhalle ein, ob Vaters Sarg schon hier sei. Noch nicht, war die Antwort. In der frischen Luft machten wir bis ½7 Uhr abends noch einen Spaziergang in den nächsten Park um uns ein wenig zu erholen. Zur vereinbarten Stunde fanden wir uns wieder in der Halle ein. Der Wärter berichtete uns, Vaters Leichnam ist bereits im Kühlraum. Ich ersuchte ihn, er möge veranlassen, dass der Sarg mit Vaters Leichnam in die Leichenhalle getragen werde.

In einem ganz einfachen braun gestrichenen Holzsarg lag die irdische Hülle unseres verstorbenen Vaters. An meiner Rechten die liebe gute Mutter, zur Linken Tante Käthe, so standen wir am Fußende des Sarges und erwarteten den Augenblick, wie das teure Haupt des feuchten Tuches entblößt wurde. Doch welcher Anblick! In der ganz gewöhnlichen Kommisswäsche, ohne Montur, die Augen und sogar der Mund standen weit offen, der

Körper nicht gewaschen, der schon längere Zeit nicht rasierte Bart gaben einen unansehnlichen Anblick. Die gute Mutter wollte noch mit ihm sprechen, ging zu seinem Haupte, doch die Seele war entschwunden, war hinübergeschwebt in die Ewigkeit, nur das Sterbliche lag vor uns. Mit gebrochenem Herzen standen wir noch eine kleine Andachtsweile beim Sarg und nahmen Abschied vom toten Vater.

Als wir ins Freie traten überkam mich ein momentan ausbrechender Zorn und gab durch folgende Worte meiner inneren Verfassung Ausdruck: „Da sieht man, was ein Mann, der stets seine ihm auferlegte Pflicht erfüllte, sein Leben sogar fürs Vaterland geopfert hat, wert ist.“ Man kommt zu dem Gedanken und fragt sich: „Was ist der Mensch?“ In dieser Stunde fasste ich den festen Entschluss soweit auf meine Gesundheit zu schauen, nicht mehr, als die mir erteilten Befehle durchzuführen. Aus Eigenem keinen Strich mehr zu machen.

Bei der Leichenbestattung protestierten wir über die wahrgenommenen Übelstände und ersuchten um bestimmte Behebung derselben. Tante Käthe gab uns bekannt, es sei ein dunkler Anzug ihres Mannes da, den man zum Anziehen verwenden könnte. „Morgen bringe ich diesen Anzug hierher und ersuche sie nochmals selbigen Vater anzuziehen, ihn zu waschen, rasieren, Augen und Mund zu schließen“, war meine letzte Mitteilung und Bitte zugleich.

„Wann kann in Gföhl das Begräbnis stattfinden?“, stellte ich die Frage, auf welche ich folgende Auskunft erhielt: „Morgen wird der Leichnam obduziert, bis Samstag mittags ist er in Krems. Die Kremser Bestattung wird von uns verständigt wann der Leichnam von Wien abgeht.“

Sandte hernach alle Telegramme, wie nach Gföhl, Heiligeneich, Onkel Franz in Innsbruck und Onkel August in Spratzern von dem Ableben Vaters und Zeit des Begräbnisses. Mutter und ich fuhren zu Tante Adelheid, Tante Käthe eilte schon nach Hause um ihren zwei Mädeln das Nachtmahl zu bereiten. Bei Tante Adelheid trafen wir schon unser gutes liebes Großmütterlein aus Heiligeneich, die für uns vielerlei gute Lebensmittel mitbrachte, um für uns hier in der mageren Wienerstadt zu sorgen. Ein gutes Nachtmahl kräftigte uns, denn von dem vielen Herumlaufen bei so schlechtem April - Mai Wetter verspürten Mutter und ich schon großen Hunger.

Nach Tisch begann Mutterl mit dem Bericht über die letzten Stunden, die sie mit Vater noch erleben durfte; sie begann mit folgenden Worten: „In Wien langte ich trotz des vielen Gepäckes gut an und fuhr sogleich zu Tante Adelheid, um die Sachen für die Heimfahrt mit Vater dort abzulegen. Am Nachmittag ging ich ins Spital hinunter zu Vater, der wohl sehr wehes Aussehen hatte. Mein Besuch freute ihn sehr, doch fragte er mich gleich, warum ich komme.“ „Ich bin doch gekommen um dich abzuholen“, war meine Antwort. „Ich werde mit den Ärzten reden, solange, bis ich dich herausbekomme. Jetzt kommt der schöne Mai, da musst du nach Hause zu mir, in Gföhl, bei mir Zuhause wirst du bestimmt gesund werden, hier im Spital ist es nichts für dich.“ Er ließ sich alles einreden und eiferte mich selbst hierzu an. Ich lief nun von einem Arzt zum anderen um mein Vorhaben durchzusetzen, Bescheid über Vaters Zustand einzuholen. Nach langem Suchen gelang es mir endlich den Abteilungsarzt zu erreichen. Ich bat ihn, er möge mir Vater aus der Behandlung geben, ich will ihn nach Hause bringen, Vaters sehnlichsten Wunsch erfüllen. Weiters richtete ich die Bitte an ihn, mir reinen Wein einzuschenken, mich ehrlich und aufrichtig über den Krankheitszustand meines Mannes in Kenntnis zu setzen, ich als seine Frau habe doch das volle Recht dazu. „Ja, meine liebe Frau, ihr Mann ist sehr entkräftet, Marasmus und im Magen fehlt es“, war seine Antwort. „Warum hat man mir im März dies nicht berichtet, warum hat man mir meinen Mann damals nicht herausgegeben, wie ich darum bat? Ich hätte ihn daheim bestimmt geheilt.“ Hierauf erhielt ich eine Antwort, die wohl der ganzen Welt und dem Volke öffentlich verlautbart gehört hätte, damit man sich ein Bild machen könnte von den heutigen Vorkommnissen in Österreich. Das sieht niemand, wie es zugeht. Aber wenn es zu einer Musterung, Einrückung, Lieferung oder Zeichnung von Krieganleihen kommt, da ist der eiserne Muss da, aber so wird man nicht gesunden, noch angehört. Die Antwort lautete: „Ja meine liebe Frau, über ihren Mann haben sie, solange er unter militärischem Kommando steht, gar kein Recht!“ Was soll man hiezu sagen? Hierher gehöre ein Mann, der diese Zustände aufnimmt, um ein Mal im Parlament dem Volke die Zustände vorzubringen, um den Herrn ein Mal ein Bild von den traurigen Verhältnissen im Vaterlande Österreich zu geben. Hierzu soll man Patriotismus zum Ausdruck bringen? Traurig, aber wahr. Nein, nie und nimmer! Ich ersuchte ihn noch ein Mal, er möge mir Vater doch jetzt herausgeben, ehe es zu spät ist. Nach vielem reden erhielt ich doch seine Zustimmung. Nun war doch erreicht, was wir schon alle so lange gewollt hatten, die Freigabe Vaters. Der Arzt gab mir noch bekannt, morgen Sonntag soll ich mich in der Kanzlei einfinden um alle Entlassungsakte erledigen zu können. Mit diesem Bescheid ging zu Vater zurück. Groß war Vaters Freude über all das erreichte. Bis acht Uhr abends plauderten wir beide über den Heimtransport und noch allerlei notwendige Vorbereitungen hierzu. Er erinnerte mich noch, ja zeitlich am Morgen zu kommen, um ja noch lange beisammen sein zu können. „Bitte komme aber bestimmt gleich in der Früh“, waren seine letzten Worte, wie ich mich von ihm verabschiedete. Tante Adelheid erhielt von mir genauen Bericht über das heute Erreichte und legten uns hernach zur Ruhe.

Sonntag früh beeilte ich mich schon frühzeitig ins Spital zu kommen, um die bevorstehenden Entlassungsformalitäten zeitgerecht zu erledigen. Um acht Uhr früh traf ich bei Vater ein und fand ihn heute bedeutend besser gelaunt als am Samstag. Um neun Uhr vormittag konnte ich in der Kanzlei die Entlassung erlangen und erfuhr, dass ich morgen, Montag, Vater vom Spital herausbekomme. Im Laufe des Montags soll ich beim Kader v. I.R. 49 die Montur abgeben und den Entlassungsschein abholen.

Bei Vater fand ich mich hernach ein um ihn für die Heimfahrt vorzubereiten. Den ganzen Tag hindurch sprach Vater von seinem Zustand und Zukunftsplänen. Die Familie war sein Hauptthema. Vater fragte mich auch unter

anderem, ob ich über sein schlechtes Aussehen in Sorge wäre. Immer wieder fand er liebe Worte, die besagen sollten, er sei gar nicht so schlecht beisammen, wie es vielleicht aussieht. „Ich habe Kraft genug“, meinte er. „Mein schwarzer Bart entstellt mich halt ein wenig, weißt Iderl, vierzehn Tage suche ich schon den Friseur, hat zum Rasieren nie Zeit. Ich kann schon im Bette aufsitzen, muss mich ans Sitzen gewöhnen, damit ich auf der Bahnfahrt keine Schwierigkeiten habe. Ich werde ganz gesund werden, wenn ich nur einmal bei euch zu Hause bin, bei all meinen Lieben. Im schönen warmen Monat Mai wird mich die liebe Sonne wieder auskurieren. Unser Feldbett stelle ich mir in den Hof, lege mich darauf und lasse mir die Sonne auf meinen Magen scheinen, denn sie tut mir gar so wohl. Wenn hier durchs Fenster sie scheint, ihre warmen Strahlen auf mein Bett kommen, fühle ich mich außergewöhnlich glücklich, fühle ich fast keine Schmerzen mehr. Die ganze Zeit hindurch ist mir sehr kalt, trotz aller warmen Wäsche und Kleider. Zu Hause wirst du, meine liebe Ida, mich schon wieder aufpäpeln. Ich weiß es schon, du bist mir immer gut gewesen.“ Ich wendete ihm ein: „Lieber Vater, du brauchst keine schwere Arbeit mehr machen, dafür ist doch Hans schon groß genug geworden, der wird dich dann vertreten. Du brauchst nur die geistige Führung übernehmen, gemeinsam habt ihr dann ein schönes Miteinander-arbeiten.“ „Nein, mein liebes Iderl, das geht nicht. Es wird gar nicht so lange dauern und sein liebgewonnenes Pfeiferl dabei rauchen. Nein, das hielte der alte Hans nicht aus, wenn er zusehen müsste, dass der junge Hans allein arbeitet. Es wird das gewohnte Geschäftsleben im Nu wieder da sein.“ Ich ließ ihn bei seinem Glauben und wendete das Gespräch auf ein anderes Thema. Eine freudige Mitteilung kann ich dir machen: Hans hat drei Wochen Urlaubsverlängerung erhalten von seinem guten Batteriekommandanten. Alle von dir angeschafften Arbeiten sind von Hans gemacht worden. „Ist das gut, dass Hans eine so lange Verlängerung bekommen hat, da können wir nun lange in der Heimat beisammensein. Ist doch ein tüchtiger verwegener Bursche bei Militär geworden. Was er sich vornimmt muss gelingen. Es freut mich wirklich sehr von ihm!“ Auch von Karli berichtete ich, hat ein gutes Zeugnis mit lauter Einser vor kurzem nach Hause gebracht. Karli kommt bestimmt mit dem Landauer mit nach Krems um dich als erster von unserer Familie abzuholen. Er ist schon ein großer braver Bub geworden. Iderl legte vor einigen Tagen ihre Prüfungen für die Bürgerschule mit sehr gutem Erfolg ab. Seine Freude über all meine Berichte von der Familie wurde immer ausdrucksvoller, die nun so nahe Heimkehr machte ihn gar so redselig. Der Rotwein schmeckte ihm gar so gut, die anderen mitgebrachten Leckerbissen wohl auch, doch der Rotwein war ihm das Liebste. Ich bemerkte, in Gföhl ist Rotwein nicht zu haben, was werden wir da machen? Da rührte sich sein Bett Nachbar, ein Retzer Weinkellerbesitzerssohn: „Mit Rotwein kann ich dir schon aushelfen, ich brauche nur meinem Vater schreiben, der schickt dir soviel du willst!“ Vater hocherfreut über diese Mitteilung bestellte einen Eimer bei ihm. „Du weißt ja Ida, ich trinke den Wein mit Maß und Ziel. Hätte ich mir im Zivilleben bei der Arbeit nicht täglich einige Vierterl vergönnt, wäre ich nicht so kräftig gewesen um die schwere Arbeit meines Berufes leisten zu können.“ „Ja, lieber Vater, es wird sich nach dem Kriege wieder alles zum Besten wenden. Habe nur Geduld, du wirst dich ganz erholen können. Hans wird nach dem Krieg heimkehren, das Verlorengegangene wird durch ehrlichen Fleiß wieder erworben werden. Um acht Uhr abends nahm ich guter Laune Abschied von ihm. Er erinnerte mich noch, ich solle ja zeitig am Morgen kommen um am Bahnhof rechtzeitig einzutreffen. Der Halbfzug ist der erste, mit dem wir fahren können. Ich versicherte ihm bestimmt um die festgesetzte Stunde zu kommen und verabschiedete mich von ihm. Ich stand noch an der Türschwelle und sandte ihm noch einen lieben Gruß, den er mit Winken der Hand und ein letztes „Leb wohl, Ida“, erwiderte. In guter Stimmung traf ich bei Tante Adelheid ein und gab Bericht über unsere fröhliche Nachmittagsstimmung. In der Mittagsstunde war ich auch hier, wo Tante Poldi gebeten wurde, für morgen neun Uhr vormittag einen Landauer zu bestellen. Selbe hatte ihn schon besorgt, wir konnten uns beruhigt zur Ruhe begeben. In früher Morgenstunde traf ich alle Vorbereitungen, die Zivilkleider samt dem warmen Winterrock nahm ich mit ins Spital. Um sieben Uhr meinte Tante Adelheid: „Du Ida, möchtest nicht einen Sprung zur Frau Spitzer hinunter machen?“ (Selbe ist eine Bekannte aus Schlesien) „Ja, von mir aus schon“. So gingen wir zu dieser Frau hinunter und plauderten einige Zeit über Vater. Da fragte mich Frau Spitzer, ob ich nicht ihre Wohnung, so auch die des Herrn Feldkurates ansehen möchte. „Ja, ist denn der Herr Kurat heute schon fort?“, fragte ich. „Ja, er ist von seinem Diener heute um sechs Uhr früh zu einem schwer Kranken geholt worden, um ihm die Sterbesakramente zu bringen“. „So“, sagte ich ganz kleinlaut und verwundert. Ich ahnte ja gar nicht zu wem er ging. Besichtigte hernach die schön eingerichtete Wohnung und beeilte mich sofort ins Spital zu gehen. Frau Spitzer meinte, es wäre ja erst Halbacht, ich hätte doch noch Zeit, doch ein innerer Trieb veranlasste mich zu gehen und empfahl mich. Ging hinunter ins Spital, es war wohl erst $\frac{3}{4}$ 8 Uhr, vor acht Uhr wird niemand eingelassen, das wusste ich. Wie ich zum Tor hinging, kam eilend ein Soldat auf mich zu, grüßte freundlich und frug mich ob ich die Frau Redl sei. Ich antwortete: „Ja, - wünschen sie mich schon?“ „Ja, bitte kommen sie rasch!“ Beide gingen wir zur Baracke hinunter. Ich wollte in die Baracke No. 30 gehen, wo die Spitalsverwaltung untergebracht war, doch der Begleitsoldat rief mir zu: „Gehen sie zur Baracke 31“. Als ich dort in den Vorraum eintrat, standen die beiden Schwestern da, mit denen ich am Vortag über Vaters Krankheit gesprochen hatte, nahmen mich an beiden Armen und wollten mich zu Vater hineinführen. „Was ist denn los?“, fing ich zu fragen an. „Ihr Mann ist etwas schwächer geworden“, gaben sie mir zur Antwort. Diese Mitteilung war so erschütternd, dass ich sofort zu weinen begann. „Sind sie ruhig, Frau Redl, sonst können wir sie nicht hineinführen in den Krankensaal“, besänftigten mich die guten Schwestern und führten mich hinein. Als ich die Schwelle des Saaleinganges betrat sah mein erster Blick Vater im Sterben, in den letzten Zügen. „Mein Johann stirbt ja schon!“ Ganz gebrochen schritt ich

zu dem Bett, in dem Vater schon ganz ruhig schlummerte. Ich rief ihn beim Namen: „Johann, du wirst mich doch nicht verlassen wollen?“ Wie ich seinen Namen Johann rief, öffnete er noch ein Mal seine gütigen Augen auf und lächelte mich an. Ich nahm seine rechte Hand in die meinige, verspürte noch ganz deutlich, wie er mir die Hand drückte, als wolle er sich bei mir verabschieden, doch leider konnte ich kein lautes Wort mehr von ihm hören. Er murmelte wohl noch etwas Unverständliches und schloss seine schon trüben Augen für immer. In diesem Schmerze war ich bei ihm, bis zu seinem Hinüberschweben in die Ewigkeit. Von acht Uhr früh bis ¼10 Uhr weilte ich bei ihm, bis sein Puls zu schlagen aufhörte. So ruhig und glorreich, lächelnden Mundes, wie ein sanfter Engel, zog er gewiss ins Himmelreich ein. Lange, lange stand ich noch weinend, mit tiefem Weh überschüttet, bei seiner zurückgelassenen irdischen Hülle und verrichtete still mein Gebet für ihn, der liebe Gott möge ihm ein gerechter Richter sein, ihn aufnehmen in die ewige Glorie.

Nach einer Viertelstunde kamen die beiden Schwestern herein, verhüllten den Leichnam und Krankenwärter trugen ihn hinaus. Ich konnte mich gar nicht von meinem lieben Johann trennen, er war mit mir ja im ganzen Beisammensein immer so gut zu mir, um so schwerer fiel mir das Voneinandergehen hier auf Erden.

Seine Habseligkeiten, die er mit ins Spital nahm, folgten mir die Schwestern aus. Trauring, Erinnerungen; wenn ich diese mir wertvollen Gegenstände betrachte, denke ich ja doch an ihn, meinem all zu früh von uns gegangenen Johann und Vater.

An Hans und Großeltern in Heiligeneich ließ ich durch einen lieben guten Korporal die Telegramme aufgeben.

Die beiden Schwestern bat ich, sie wollen so lieb sein, mir über die momentan eingetretene Schwäche meines lieben Johann Bericht zu geben. Sie erfüllten sofort meinen Wunsch und begannen zu erzählen: „Nach meinem Abschied am Sonntag abends war Vater noch immer sehr guter Laune, plauderte mit seinem Nachbar über seine Entlassung, über das eigene Geschäft, Hans und Erlebnisse an der Front. Vater spielte mit ihm noch Karten, was er doch im Spital nie tat. Bis um halb elf Uhr nachts plauderte er noch sehr eifrig mit seinem Kameraden. Vaters Saalkameraden sprachen schon unter sich über seine besonders gute Laune am heutigen Tag: „Heut` ist aber unser Herr Zugsführer gut aufgelegt. Bis halb elf Uhr nachts in einem fort noch so munter sprechen ist wohl eine Leistung“, wispelten sie. Dieses Sprechen hörte Vater, entschuldigte sich bei ihnen, sie wollen nicht ungehalten sein, dass es heute so lange dauert. Er will gleich aufhören zu plaudern, er ist halt überaus glücklich morgen dem Spital ade sagen zu können und legte sich zur Seite, zur Ruhe. Zeitlich früh kam eine Schwester mit dem Brot zu seinem Bett und übergab ihm seine zwei weißen Weckerl. Vater setzte sich auf, übernahm das Brot, legte es auf sein Nachtkästchen und wollte sich zurücklegen. Auf einmal verdrehte er seine Augen und sank auf seinen Kopfpolster zurück. Die Schwester bemerkte gleich was los ist und fragte ihn: „Herr Zugsführer, was ist ihnen denn?“ „Kalt ist mir“, war seine Antwort, doch die Worte waren sehr ruhig gesprochen, es waren seine letzten wahrnehmbaren Laute. Die Schwester veranlasste sofort alles Notwendige. Die Ärzte erschienen sofort, gaben ihm eine Injektion. Der Feldkurat verabreichte ihm die hl. Sterbesakramente. Bei der hl. Beichte konnte er kein lautes Wort mehr sprechen, sondern wispelte unverständlich, doch man sah, wie er eine ernstliche Reue erweckte. Bei der hl. Kommunion nahm er die Kerze krampfhaft und lächelte dabei. Wie einem glorreichen Engel leuchteten seine Äuglein, man konnte seine Freude daraus erkennen. „Kurz hernach kamen schon sie, liebe Frau Redl! Noch etwas will ich ihnen berichten: Am vergangenen Donnerstag ging ihr Mann hinaus auf den Abort, wie er hereinkam in den Saal, stürzte er in Folge seiner Schwäche zusammen. Zufällig war Visite. Der Arzt und ich hoben ihn auf und legten ihn ins Bett. Hierauf erholte er sich rasch vom Sturze und bat den Arzt und mich mit aufgehobenen Händen: „Ich bitt sie, Herr Doktor und Schwester! Sagen sie ja nichts von diesem Sturz meiner Frau, denn diese ist sehr nervös und würde sich sehr aufregen über meine Schwäche.“ Aus all diesem konnte man sehen mit welch großer Liebe er an ihnen gehangen hat. Ich glaube, ihnen soweit alles Wichtige berichtet zu haben. Vielen herzlichen Dank sprach ich der Schwester für ihre so ausführliche Berichterstattung aus. „Nun glaube ich, mit diesem Erzählten alles gesagt zu haben, was ihr von mir wissen wolltet.“ Es war schon spät geworden, ich musste noch mit dem letzten 37er Wagen zu Tante Käthe fahren. Nach ¾stündiger Fahrt kam ich zu ihr und erstattete genauen Bericht im Kurzen. Erst um die zweite Morgenstunde kamen wir ins Bett. In dieser Nacht fand ich endlich einen ruhigen erquickenden Schlaf.

Um acht Uhr morgens fuhr ich ins Garnisonsspital, übergab dort bei der Bestattung den schwarzen Anzug für Vater und bezahlte die Sarg- und Überführungskosten. Mein liebes Mütterlein suchte ich hernach bei Tante Adelheid auf, wo auch noch mein liebes Großmutterl anwesend war. Besprachen mitsammen die notwendigsten Erledigungen und die Fahrt nach Heiligeneich. Bei Tisch gedachten alle unseres geliebten Vaters. Wie schmeckten ihm zu Hause all die guten Speisen? Wie glücklich fühlte er sich immer im Kreise all seiner Lieben. Heute ist alles vorüber, er kehrt nicht wieder. Ein kleines Mittagsschläfchen vergönnten wir uns noch und dann ging es schwer bepackt nach Heiligenstadt zur Bahn. Endlich dampfte die Maschine des Kremserzuges vom Weiten her, nach einigen Minuten saßen wir auf einem guten Platzerl im Waggon. In Tulln hatten wir gleich Anschluss. Am Bahnhof erwarteten uns schon zwei Lehrbuben, die uns Gepäck abnahmen, um uns eine Schonung zukommen zu lassen. Bei Großvater und Tante Poldi gut angekommen. Bis elf Uhr währte unsere Berichterstattung. Die Müdigkeit aller zwang uns ins Bett zu gehen.

Am frühen Morgen begleitete uns Tante Poldi zur Bahn und erwarteten den Zug von Tulln kommend nach St. Pölten. Als wir einsteigen wollten klopfte mir jemand auf die Schulter, wen konnte ich sehen? Mein liebes Schwesterl Ida und Bruder Karl entstiegen dem Zug. Beide kamen schon von Wien. Da sie unser Telegramm noch nicht erhielten fuhren sie schon in Trauerkleidern nach Wien zum Begräbnis. Diese Freude, wie sie uns er-

blickten. Nun konnten sie wieder mit uns nach Hause fahren. In Herzogenburg war eine Wartezeit von zwei Stunden bis zum Anschluss nach Krems. In dieser Fahrpause erzählten Mutter und ich alle Begebenheiten der letzten Tage. In Krems eilte ich rasch zur Leichenbestattung um über die Überführung nach Gföhl zu verhandeln. 150 Kronen verlangte der dortige Beamte für diese Leistung. Da mir in Wien die Augen schon genug aufgegangen waren über diese hohen Kosten, so bemühte ich mich sehr, sie auf meine Ebbe in der Kassa hinzuweisen, sie zu bitten, uns die Kosten so billig wie nur möglich zu berechnen. Auf die Hälfte des zuerst angegebenen Betrages konnte ich es durch folgende Änderungen bringen: Der Bezirksamtsarzt sollte in Gföhl die vorschriftsmäßige Verlötung des Metallsarges kontrollieren. Ich erreichte, dass unser Gemeindefeldarzt Dr. Bader es machen dürfte. 50 Kronen Honorar wurden hierdurch erspart. Ein Begleitmann der Bestattung hätte auch mit dem Leichenwagen fahren sollen, wieder 25 Kronen. Auch diese ersparte ich mir durch mein eigenes Mitfahren. In der Druckerei Kohl besorgte ich noch die Parte, stärkten uns noch ein wenig bei Ottendorfer. Zu viert marschierten wir vorerst bis Hintenberger, Senftenberg. Von dort aus gingen Bruder Karl und ich im Eilschritt voraus und langten nach 3½stündigem Marsch in der Heimat an. Mutter und Iderl folgten eine halbe Stunde später. Bei unserem ersten Beisammensein nach Vaters Tod lag eine traurige Stimmung im Elternhaus. Jetzt kam uns erst zum Bewusstsein, was es bedeutet keinen liebenden Vater zu besitzen.

Mutter konnte eine freudige Feststellung machen. Sie sah, wie rein und nett schon alles im Hause für den Empfang gerichtet wurde, doch konnte Vater die ihm zugeordnete Freude nicht mehr erleben. Nur diese eine Nacht wird seine irdische Hülle noch ein Mal in seinem so geliebten Familienheim bleiben können, dann kommt die Trennung für immer hier auf Erden.

Im engen Familienkreise wurden die notwendigen Vorkehrungen für das Begräbnis besprochen und von Mutter und mir erledigt. Für Freitag acht Uhr abends war die Ankunft in Krems von Tante Käthe und Tante Poldi aus Wien angekündigt. Um sie nicht ganz allein den Fußmarsch von neunzehn Kilometer machen zu lassen, ging ich ihnen bis zur Königsalm entgegen. In stockfinsterner Nacht wäre es für diese zwei Frauen wohl eine große Aufgabe und auch von uns unverantwortlich gewesen, sie ganz allein gehen zu lassen. Als wir zur Katzenwand kamen riss die Wolkendecke ein wenig auf, der Mond kam hervor, es wurde dadurch die Stimmung etwas erleichtert, doch die Käuze schrien jammervoll „stirb – stirb“. Allen dreien ging dieses unheimliche Rufen an die Nerven. Man hörte sie über eine Viertelstunde. Keine fand die Ruhe, erst bei der Binderhütte schwiegen diese Nachteulen. Als wir bereits den Kirchturm von Gföhl erblickten, bei aufgelockertem Nachthimmel die ersten Häuser sahen, atmete Tante Käthe auf. Nach zehn Jahren betrat sie wieder ihren Heimatboden. Sie kann sich noch sehr gut an ihre Jugendjahre erinnern, die sie wohl nur sehr kurz in ihrer Kindheit erleben durfte. Bereits mit sechs Jahren war sie Vollwaise, im Jahre 1883 starb ihre Mutter. Ihre Schulzeit verbrachte sie im Waisenhaus Judenau bei Tulln.

Um die Mitternachtsstunde erreichten wir unser Ziel, nach wohl anstrengendem Marsch kehrten wir nach Hause zur Mutter. Ein Weilchen plauderten wir bei Tisch und wanderten sehr müde in unsere Liegestatt. Für mich dauerte die Nachtruhe wohl nur drei Stunden, denn der Fußmarsch, wieder nach Krems, musste bereits um vier Uhr früh beginnen. Um acht Uhr traf ich bei der Bestattung ein, übernahm die Totendokumente. Am Güterbahnhof stand bereits der Leichenwagen der mich schon erwartete. In einem alleinstehenden Waggon stand eine große Holzkiste, in welcher der Sarg verpackt war. Die Eisenbahner öffneten den Holzdeckel, hoben den Sarg heraus und in den Leichenwagen hinein, worauf die Fahrt nach Gföhl begann.

Um zwei Uhr nachmittag trafen wir in der Heimat ein, woselbst schon viele Neugierige versammelt waren. Einige Nachbarn bat ich, mir beim Hineintragen in das bereits vorbereitete Aufbahrungszimmer zu helfen. Den Außendeckel des Metallsarges hob ich ab, damit man durch das Glasfenster des Innensarges schauen konnte. Was musste ich sehen? Vater lag ungewaschen, unrasiert, mit halboffenen eingefallenen Augen und offenem Munde im Sarg. Ärger und Gram kamen momentan über mich, am liebsten hätte ich mir die Bestattung Wien geholt, sie aufgefordert, diesen Übelstand sofort auf Menschenwürde zu beheben. Es konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden, doch wollte ich den Angehörigen solch einen Anblick ersparen. Meinen Ingrimms musste ich doch wieder fallen lassen und weiter handeln.

Ich holte Mutter, Geschwister und anwesende Verwandte zum Sarg. Schweren Herzens, in Gedanken versunken standen wir alle nun am Fußende des Sarges, um Abschied zu nehmen für immer. Jetzt ruht er in seinem eigenem letzten Hause für ewig. Sein sehnlichster Wunsch ging nicht mehr in seinem gewollten Sinn in Erfüllung. Er war wohl jetzt bei seinen Lieben, doch konnte er die große Freude des fröhlichen Wiedersehens nicht mehr erleben. Er ist nun tot für diese Welt, seine Seele wird bereits in die ewige Glorie aufgenommen worden sein. In stillem Gebet verweilten wir noch einige Minuten bei unserem so lieben guten Vater. Viele Verwandte, Bekannte und Freunde unserer Familien kamen mit Blumen und Kränzen zu Vaters Sarg, ihn zu schmücken und Abschied nehmen von ihrem guten Freund und Geschäftsmann.

Onkel August, Großmutter und Tante Poldi kamen Samstag abends aus Heiligeneich an. Onkel August erhielt nur drei Tage Urlaub mit viel Mühe und reichlichem Bitten. Onkel August fühlte sich ganz verlassen und traurig über das so unerwartete Hinscheiden seines Bruders Johann. Im Laufe des Sonntagvormittag langten viele Kranz- und Blumenspenden sowie zahlreiche Beileidsschreiben ein. Von Familie von Gutmann kam sogar ein Beileidtelegramm mit eigenständiger Unterschrift. Das Wetter wollte sich wohl nicht recht der Begräbnisfeier entsprechend gestalten. Es begann bereits vormittag etwas zu regnen an und auch weiterhin zeigte sich keine Besserung. Für drei Uhr nachmittags war das Begräbnis vorgesehen. Eine Stunde vorher verschloss ich den Sarg.

Im engen Familienkreis war alles hier, nur Onkel Franz aus Innsbruck, Vaters älterer Bruder konnte nicht kommen, da nur drei Tage Urlaub gegeben wurden, die zu wenig erschienen nach Gföhl zu kommen. Es tat uns wirklich herzlich leid, nicht vollzählig gewesen zu sein. Die Feuerwehr mit Fahne begleitete ihr langjähriges verdientes Mitglied mit allen Ehren.

Vaters gute Freunde und Schulkameraden hoben den Sarg und trugen ihn auf die Bahre hinaus. Die hohe Geistlichkeit und die Sängerschar trafen mit großem Gefolge ein, worauf der Gesangsverein ein rührendes Lied des Abschiedes sang. Meine liebe traurige Mutter am rechten Arm gestützt und ich standen ganz gebeugt und wienend vor dem letzten Haus unseres vielgeliebten Vaters. Nach der kirchlichen Einsegnung und dem Gesang des Miserere setzte sich der Trauerzug in Bewegung zur Kirche. Hinter dem Sarge gingen als erste Karl mit Gerzabek Poldi, Mutter und ich, Onkel August mit Iderl, Tante Maria und Tante Käthe, hierauf alle anderen Angehörigen und Verwandten. Bei strömendem Regen ging der Leichenkondukt zu Kirche und Friedhof. Der Kirchenchor sang ein sehr ergreifendes Trauerlied für Vater und Herr Kaplan Greul nahm die kirchliche Einsegnung vor. Geleiteten unseren lieben Vater hinaus in den still und einsam gelegenen Friedhof. An der Schwelle des offenen Grabes wurden erst die größten Wunden von Neuem aufgerissen. Die Feuerwehr bildete Spalier, der Sarg auf die Holzbalken gestellt. Der Gesangsverein sang noch ein Mal als letzten Gruß ein Abschiedslied. Tief erschüttert und bangen Herzens, der nun kommenden Augenblicke harrend, stand die ganze Trauergemeinde beim Grab. Der Priester versah die letzte Einsegnung und unter dem Kommando der Feuerwehr: „Helm ab, zum Gebet“, wurde der Sarg der Mutter Erde übergeben, in die Tiefe des Grabes versenkt. Tief erschüttert standen wir vor dem offenen Grab, als nun unser guter Vater in seine letzte Ruhestätte gebettet wurde. Unser liebes gutes Mütterlein, so auch die lieben Geschwister brachen vor Gram und Schmerz zusammen. Auch ich fühlte schon, meine starken Nerven verlassen auch mich. Mit vielem Weh im Herzen musste ich mich aufraffen, meine liebe Mutter zu trösten.

Herr Kaplan Greul, ein guter Freund unserer Familie, sprach am offenen Grabe ergreifende Worte, schilderte seinen lautereren Charakter, sein vorbildliches Familienleben, seine stets gewissenhafte Pflichterfüllung im Geschäftsleben und der Feuerwehr. In diesem so schweren Ringen des Krieges folgte er dem Rufe des Vaterlandes, wo er auch nach seinem besten Gewissen und Können seine ihm auferlegte Pflicht erfüllte. Er ist der erste Krieger, der am Heimatfriedhof seine letzte Ruhe findet, durch die Dankbarkeit und den guten Willen seiner hinterbliebenen Familie. Kein Auge der Trauergäste blieb tränenleer. Tief ergriffen nahmen wir nun von unserem innigst geliebten guten Vater, ihm soviel Dank für seine Güte und Liebe schuldend den letzten Abschied und riefen ihm noch zu: „So leb' denn wohl, du guter Vater, auf Wiedersehen im Jenseits“.

Bei Onkel Gerzabek nahmen nachher die engsten Familienmitglieder einen kleinen Jausenimbiss ein und kehrten ins leere Vaterhaus zurück, wo wir alles leer, wie ausgestorben vorfanden. Jetzt wurden die alten Erinnerungen an Vater aufs Neue wieder wachgerufen. Erst nach geraumer Zeit kehrte wieder Ruhe bei uns allen ein. Bis zehn Uhr abends verweilten wir im engsten Kreise in der Küche, hierauf kam der Schlaf und alle gingen ins Bett.

Nächsten Morgen fand das hl. Requiem für Vater statt, bei dem für sein Seelenheil gebetet und die hl. Kommunion aufgeopfert wurde. Hernach ein Besuch am Friedhof bei seinem schon geschlossenem Grab. Für uns Hinterbliebenen ist es doch ein süßer Trost, unseren guten Vater in der Heimat zu haben. Man kann zu ihm gehen, wenn es einen ums Herz so schwer wird, im Geiste mit ihm beisammensein. Es kehrt wieder Trost und Ruhe ein.

In unserer Familie ging jeder wieder zu seiner Arbeit, bei der jedem leichter die schweren Tage erschienen und auch erträglicher wurden. Mit Onkel August gab es über die künftige Geschäftsführung sowie über seinen schweren Stand bei Militär Gespräch. Wie ein armer Sünder kam er bei uns an. Eine arg abgenützte Montur war sein Ganzes, er besaß sonst nichts. Von mir erhielt er meine zweite Uniform, damit er doch ein anständiges Aussehen erlangte. Am nachmittag musste er schon wieder fort von uns. Traurigen Herzens nahm er Abschied von uns und ich begleitete ihn bis zur Königsalm. Nach einstündigem Marsch erreichten wir bereits die Königsalm, woselbst noch eine Jause eingenommen wurde. Er setzte seinen Fußmarsch nach Krems fort, ich trat wieder allein den Heimweg an. Großmutter, Tante Käthe und die Wiener Nafe Poldi fuhren schon Dienstag heim. Tante Poldi, Heiligeneich, blieb noch eine Woche hier, um der lieben Mutter die traurige Zeit ohne Vater etwas erträglicher zu gestalten.

Nun hieß es ins Feld hinaus, um den Hafer, Gerste und Kartoffel in die Erde zu bringen. Durch das schlechte Wetter im April und jetzt durch den Heimgang unseres Vaters konnte nichts geschehen. Innerhalb einer Woche geschah bei uns und auch bei Onkel Gerzabek die ganze notwendige Feldarbeit.

Um mir noch ein Mal eine Urlaubsverlängerung zu beschaffen richtete ich ein zweites Ansuchen an Herrn Oberleutnant Brehm, in dem ich den Sterbefall Vaters als Grund angab. Die zehntägige Urlaubsverlängerung erhielt ich prompt am dritten Tag des Ansuchens. In dieser Zeit konnte ich mir durch Arbeiten im Berufe eine kleine Zuzuße an Geld verdienen.

Im Nu ging der Urlaub zu Ende. Es hieß nun wieder zur Batterie einrücken. Fuhr über Heiligeneich, Wien nach Theresienstadt, wo ich abends bei meinen Kameraden eintraf. Wie kam mir nach 7½ Wochen Zivilleben alles hier vor? Ich musste mich nun doch wieder in das Soldatenleben hineinfinden. Während meiner Abwesenheit rückten noch drei Kameraden meiner Feldbatterie zum Kader ein. Jetzt sind uns acht Kameraden vom Felde beisammen und bilden hier eine Frontfamilie. In diesem Kreise fiel mir das Wiedereinrücken ins Militär nicht allzu schwer. Am nächsten Vormittag meldete ich beim Rapport meine Einrückung vom Urlaub; doch zu meinem Lei-

de war Herr Oberleutnant Brehm, der mir zweimal die Urlaubsverlängerung gab, nicht mehr hier. Er meldete sich freiwillig hinaus ins Feld zu einer Gebirgshaubitzbatterie. Es tat mir sehr leid, bei ihm nicht Dank sagen zu können für seine Güte und Einsicht in meinem so schweren Falle.

Ein Hauptmann Littova als jetziger Batteriekommandant hielt den Rapport ab. Nach meiner Meldung zurück vom Urlaub, bat ich ihn, er wolle mir nach Ablauf von drei Wochen einen Ernteurlaub geben. Als Begründung führte ich den Tod meines Vaters an, sowie auch alle Familienerledigungen, die dadurch entstanden sind und durch meine Person durchgeführt werden müssen. Anfangs zeigte er sich abneigend hierzu, da ich ja ohnehin schon 7½ Wochen hatte. Nach Überlegung meinte er, ich soll im Juli diesbezüglich wieder zum Rapport kommen. Mit diesem günstigen Bescheid konnte ich getröstet abtreten.

In Folge großem Nachschub zu den Feldbatterien trat großer Mangel an feldausgebildeten Chargen ein. Daher zog man mich zur Ausbildung der neu eingerückten Mannschaft heran. Die Fassung überließ ich meinem Helfer, der sehr gut geeignet hierzu sich zeigte.

Anfangs wollte mir die Ausrückung und das Exerzieren rein gar nicht behagen. Das Leben in der Freiheit zu Hause bei meinen Lieben war ich schon so gewohnt, dass es mir hier sehr schwer fiel, sich ans Gehorchen zu gewöhnen. Am zweiten Tag fand ich mich schon ein wenig hinein in meine jetzige Lage. Außer Exerzieren hieß es bereits jeden zweiten Tag Dienstmachen an der Wache oder als Tagcharge.

Ein länger dienender Zugführer, namens Ulrich Heinrich, musste strafweise aus der Standesführungskanzlei zur Bedienungsmannschaft, da er wichtige Subtravittierungsakte nicht rechtzeitig durchführte. Einem kleinen Buben gleichend, unscheinbar von Gestalt, mit krummen verdrehten Beinen. Er diente bereits das sechste Jahr und brachte es halt nicht weiter. Als er uns zugeteilt wurde, kannte er nicht einmal die einfachsten Begriffe vom Exerzieren, geschweige von einem Kommando. Mich bat er, ihm behilflich zu sein, ihm eine Grundausbildung zu geben, da es ihm leichter falle mit mir allein zu sein bei der Instruktion. Er imponierte mir anfangs überhaupt nicht, so sagte ich, er soll nur mitspringen in der Einteilung und noch einmal die Abrichtung miterleben, dann wird es gehen. Über diese Worte sichtbar empört wollte er mit mir dienstlich werden, da verrechnete er sich aber gewaltig. Ich gab ihm meine Antwort, er soll nur zuerst an die Front gehen, vor dem Feinde seine Pflicht erfüllen, dann kann er mit mir sprechen, sonst aber nicht. Dies ging ihm zu Herzen und sprach kein Wort mehr. Ein Leutnant gab ihm den Befehl einen Zug zu rangieren und mit demselben zu exerzieren. Da gab es für uns alten Frontsoldaten etwas Neues zu sehen. Nicht einmal „Habt acht“ brachte er zusammen und ist trotzdem Zugführer geworden. Hierauf forderte mich der Leutnant auf das Kommando über diesen Zug zu übernehmen. Vorerst musste der Zugführer in den Zug eintreten und mitexerzieren. Vor Beginn erklärte ich ihm, wie ein Zug formiert wird und was er auf jedes Kommando zu tun hat. Mit knapper Not kam er zurecht. Er genierte sich nach dem Abtreten so vor aller Mannschaft blosgestellt zu werden. Nach längerer Zeit eignete er sich schon mein strammes, korrektes Kommando an. Er wollte mit mir eine engere Freundschaft schließen, doch sein flatternder Charakter gefiel mir nicht, daher kam es nie dazu. Nur soweit es mir die Kameradschaft im Allgemeinen gebot, verhielt ich mich ihm gegenüber. Ich hatte ja meine lieben guten Kameraden von unserer Feldbatterie, mit denen konnte man sich verstehen und sagen „wir sind unter uns“.

Eine schwere Haubitze, 15cm, Muster 14, erhielt jetzt unsere Batterie zu Lernzwecken. Nur meine Frontkameraden und ich konnten mit diesem Geschütz umgehen und auch die Mannschaft hierzu für die Felddienstleistung erziehen, ihnen alles Notwendige erklären und vorzeigen.

Da aber die Frontkameraden bereits beim Ergänzungszug für die Feldbatterie III. eingeteilt waren und in Kürze abgehen, blieb ich allein für die Ausbildung bei diesem Geschütz. All die hier dienstleistenden Offiziere hatten auch keine Idee von dieser Haubitze. Für mich hatte unser Batteriekommandant die gesamte Artillerieausbildung vorgesehen, die ich auch sehr gewissenhaft mit großer Freude übernahm. Im Artillerie – Unterricht so auch beim Geschützexerzieren fand ich stets aufmerksame Zuhörer. Neben dem theoretischen Vortrag, über das ganze Schießwesen im Artilleriefach, im Kartenlesen, so auch im Benehmen an der Front, gab es viel Interessantes zu hören. Auf den Exerzierplatz, der großen Wiese zwischen Theresienstadt und Leutmeritz rückte meine Mannschaft mit der 15cm schweren Haubitze jeden Morgen, außer Samstag und Sonntag, zu Fuß aus. In der ersten Stunde der Beschäftigung wurden in drei Gruppen mit je dreizehn Mann die Grundbegriffe der Handhabung mit dem Geschütz erklärt und praktisch vorgezeigt und geübt, bis jeder Mann sich ein Bild davon machen konnte. Als ich den Fortschritt der Ausbildung sah, war es wieder zeit, der Geschützbedienungsmannschaft so viel als möglich Ruhe zu geben. Oft stand ich ganz allein mit meinen Schülern am Exerzierplatz beim Geschütz, übte mit der Gruppe, und hie und da erzählte ich ihnen vom Feldleben bei unserer Batterie und gab ihnen teilweise Geschützlehre wenn Gefahr kam. Durch meine gute Behandlung und Beispielgeben wurde ich bei meinen Leuten sehr beliebt, bei mir hatten sie Ruhe. Wenn wir morgens auf den Exerzierplatz marschierten, ich mir die Mannschaft zum Geschützexerzieren wählte, konnte man hören: „Herr Vormeister, nehmen's mich.“ Jeden Tag wählte ich andere, damit alle einmal Ruhe erhielten. Oft und oft hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die andere Mannschaft ununterbrochen bis elf Uhr vormittags marschieren musste unter dem Kommando von Offizieren. Ich saß beim Geschütz auf der nahegelegenen Waldliser in gedeckter Stellung, Schussrichtung Leitmeritz und täuschte Richtübungen vor. In Wirklichkeit ruhten sich die aufmerksamen Bedienungskanoniere gründlich aus.

Als wir eines Tages vom Üben, draußen auf dem Exerzierplatz, einrückten, was war da am Kasernenhof zu sehen? Stabsfeuerwerker Schmidl in seiner großen hageren Gestalt in welchem Zustand? Seine Montur ganz

zerknittert, schmutzig, teilweise Löcher im Mantel, so wie er auch im Felde bei uns war. Für Reinlichkeit und eigene Ordnung war er nie.

Im Vorbeigehen erkannte und begrüßte er mich sehr freundlich, erkundigte sich über mein jetziges Befinden, was ich Neues von der Batterie II. im Felde weiß, wo wir doch fünf Monate beisammen waren. Er erklärte mir, die Bedienungsmannschaft will er übernehmen, mit der Bespannung habe er keine Freude mehr.

Mir versprach er gutes Zusammenarbeiten, er weiß mich zu schätzen als einen lauterer Charakter, mein Wissen und Können biete ihm alles Gute. Mir war aber bewusst wie er sich im Felde der Mannschaft gegenüber verhielt. Im Juni besaßen wir die schon oft gemusterten Jahrgänge 37 – 42. Vom Feber und März Jungmannschaft, die in Bruyan einquartiert war. Diese alten Jahrgänge hatten jeder irgend ein Gebrechen oder Leiden, sie wurden erst bei der letzten Musterung und teilweise für den Waffendienst einbezogen. Bei strengster Kälte mussten sie draußen fleißig exerzieren, was so manchen von ihnen ins Spital brachte. In Folge ihrer Gebrechen, und ausserdem war der Großteil schlesische Bauern und Arbeiter aus Mähren, die kein Wort deutsch konnten, konnte niemand Erfolg erreichen. Was den Abrichtchargen nicht im Guten gelang wollten junge Offiziere, wie Leutnant Steiner, Löwenthal, Fähnrich Boudy und Frank mit Gewalt erreichen. Sie nehmen selbst die Abrichtung dieser bedauernswerten Altmannschaft in ihre Hand. Was man da alles dabei erleben konnte spottet jeder Beschreibung. Wie in normaler Friedenszeit die Leistungen der jungen, kräftigen, gesunden Rekruten, so wollten diese unerfahrenen Herren Offiziere in erster Linie strammes Exerzieren, reiches Wissen, Können und Disziplin ein-drillen, dort, wo kein Wille, noch eine körperliche Eignung vorhanden war. Diese armen Kameraden mit ihren so großen Gebrechen mussten diesen jungen Leckern einen Narren spielen und von ihnen gehunzt werden. Wenn ein Mann im Zuge bei Fußexerzieren einen Fehler machte wurde er herausgenommen, ein Offizier führte das Kommando über diesen Unglücksmenschen, der arme Kerl musste so lange in der großen Kälte wippen, bis er umfiel und nicht mehr konnte. Dies war aber nicht einer, sondern manchmal waren zehn solch arme Kameraden beisammen. Natürlich Oberfeuerwerker Schmidl fehlte bei diesen Schikanen nicht, er machte die armen noch kopfloser mit seinem lästigem, wüstem Schreien. Wir Chargen mussten alle ruhig sein. Vor lauter Zorn wollte ich schon über dieses Unrecht meinen Mund aufmachen, um dieser Tyrannei ein Ende zu bereiten, doch besann ich mich noch rechtzeitig. „Warum soll ich mir den Kopf blutig schlagen? Nein!“ Ein vernünftiges Zusammenstehen gibt es ja hier nicht. Wie es bei uns im Felde bei der Batterie II. zunging, so ist halt hier beim Kader auch. Wenn jemand einmal einen guten Antrag stellte, wurde selbiger von den anderen für nicht gut befunden, darum schwieg ich auch.

Im Juni kamen einhundert Mann von den Wiener Deutschmeistern zu uns als Auffüllung unseres kargen Mannschaftsstandes. Unter diesen Infanteriekameraden befanden sich sehr intelligente Burschen und Männer, mit denen man gut Freundschaft halten konnte. Es gab aber auch schwere Burschen unter ihnen, die schon oft vom Felde desertierten, sich manchmal ein halbes Jahr in Wien aufhielten, arbeiteten, um Geld zu verdienen im Zivil, bis die Militärpolizei sie aufgriff. Trotz strafweiser Entsendung ins Feld zur Schwarmlinie fanden sie immer wieder ein Loch, wo sie sich von der Linie ins Hinterland absetzen konnten. Diese Männer mussten mit Ruhe und Liebe behandelt werden, sonst erreichte man das befohlene Ziel als Vorgesetzter und Lehrer im Artilleriefach nicht.

In unserer Freizeit von fünf Uhr nachmittags bis neun Uhr abends fanden wir uns mit den netten Wienerkameraden im Extrazimmer des Gasthauses „Zur Rose“ ein, woselbst so manches Mal sehr lustige Stimmung in die Gesellschaft kam. Einige Sänger, Komiker und Klavierspieler befanden sich unter diesen. Volkslieder, Kouplets, Schlager zur Schrammelmusik und allerlei komische Vorträge und Lieder aus allen bekannten Operetten füllten das Abendprogramm aus. So manches Mal überschritten wir ... und kehrten erst gegen Mitternacht nach hause. Wenn von unserer Batterie die Torwache gestellt wurde, gab es keine Gefahr. Auch in unserem Schlafraum gab es hie und da dieselbe Unterhaltung, besonders bei Schlechtwetter, oder einige Tage vor Löhnungsausgabe, wenn unsere Geldbörsen Ebbe hatten. Einige Male kam der Regiments-Inspektionsoffizier uns zu visitieren. Ein gut geschulter Männerchor trug Schubertlieder, Volksweisen, so auch Auszüge aus bekannten Wiener Operetten vor, wie ein inspizierender Leutnant in unsere Schlafräume eintrat. Er hörte eine Weile begeistert zu und meinte im Ruhigen, es wäre wohl an der Zeit ins Bett zu gehen. Ein Anderer wieder machte das nächste Mal einen Mords-Spektakel, er wolle sogar eine Anzeige machen. Es hätte uns ja gar nichts passieren können, da wir uns immer solid und ruhig verhielten.

Zu den schweren Burschen noch einige Ereignisse festgehalten: Mehrere dieser Sorte von Kameraden waren gar gewaltig in ihre fixen robusten Idee verbissen, ließen sich absolut nichts gefallen, verbrachten daher die meiste Zeit im Arrest. Einer von diesen hatte eines Tages mit Schmidl einen schweren Auftritt, der bald dem Schmidl die Charge gekostet hätte.

Der Deutschmeisterinfanterist Kudlich machte beim Exerzieren manches Mal Fehler. Schmidl gab ihm allerlei Schimpfnamen und wollte ihn wippen lassen zur Strafe, dies machte aber Kudlich nicht, sondern meldete ganz einfach, er habe einen Bruch, mit dem kann er diese Anstrengung auf keinen Fall machen, er geht morgen zur Marodensite. Der Arzt erkannte ihn als krank, gab ihm fünf Tage dienstfrei und befreite ihn von den Gelenkübungen zur Gänze. Kudlich kam beglückt von diesem Bescheid zurück ins Quartier.

Als wir von der Vormittagsbeschäftigung in die Kaserne einrückten ging Schmidl mit uns in den Schlafraum, wo bereits Kudlich beim Tisch saß. Schmidl ging zu Kudlich hin und fragte ihn ganz barsch, ob er nachmittag nicht ausrücken wird, das Tachinieren gibt es hier nicht, er muss exerzieren gehen. Das ließ sich Kudlich nicht

zweimal gesagt sein, er meldet ihm ganz ruhig: „Nein, ich gehe nicht exerzieren, ich bekam vom Arzt fünf Tage dienstfrei und außerdem bin ich in Folge meines Bruchleidens von den Gelenksübungen zur Gänze befreit.“ Über diese Äußerung erboste Schmidl derart, dass er Kudlich in unseren Schlafraum rief, wo wir bereits bei Tisch saßen. Kudlich kam schön ruhig und langsam herein und hartete der kommenden Dinge. Schmidl hatte immer seinen Stock bei sich, so auch heute. Unter rüden Zornausbrüchen hieß er Kudlich einen großen Falotten, so auch anderes mehr. Diesem Schimpfwort widersprach Kudlich mit folgenden Worten: „Schimpfen lass ich mich nicht, auf keinen Fall von einem Suschen“. Über diese Worte geriet Schmidl in solchen Zorn, dass er mit dem Stock auf Kudlich hauen wollte. Im richtigen Augenblick erhob Kudlich seine Hand, entriss Schmidl den Stock und äußerte sich im energischen Ton: „Schlagen lass ich mich auf keinen Fall. Ich bin Familienvater, österreichischer Staatsbürger, selbständiger Steuerträger; ich soll mich von Einem schlagen lassen, der von unserem Gelde erhalten wird? Würde er selbst im Stande sein sich in Zivil seine eigene Existenz zu schaffen, hätte er sich nicht als Längerdienender gemeldet und wäre beim Heer geblieben.“ Über diese Worte erzürnte Schmidl derart, dass er durch die Tagcharge Kudlich sofort ins Arrest setzen wollte.

Schmidl legte jetzt die ganze Affäre so aus, als hätte Kudlich seine Hand gegen seinen Vorgesetzten Schmidl erhoben und ihn bedroht, es wird die gerichtliche Anzeige hierüber sofort erstattet. Zu uns rief er: „Ihr seid alle Zeugen von dem ruchlosen Überfall durch diesen Gauner!“ „Ja, wir haben den ganzen Vorfall mit angesehen und auch jedes Wort gehört. Wie diese aufregende Szene in Wirklichkeit sich zugetragen hat, werden wir bei Gericht vorbringen. Wir stehen zu dem Rechte Kudlichs, der hat nur sein gutes Recht zum Ausdruck gebracht. Der Schuldige sind Sie. Sie werden von uns angezeigt, nicht Kudlich von Ihnen. Ins Arrest können Sie eigene Kameraden nicht bringen!“

Wir Jungen gingen sofort in die Kanzlei und meldeten den ganzen Vorfall, bestanden auf gerichtliche Anzeige über Schmidl. Eine Weile nach uns kam Schmidl in die Kanzlei, ganz erregt, blass und bleich, ging zum Rechnungsunteroffizier, sprach vom heutigen Exerzieren, nebstbei bat er um ein Paar Doppler für seine Stiefel. Von dem Vorgefallenen erzählte er kein Wort. Rechnungsunteroffizier Berner richtete nun an ihn die Frage, was heute im Mannschaftszimmer vorgefallen sei. Vorerst wollte er gar nichts wissen von dem, was er angestellt hat. Ganz verlegen meinte er nur, mit einem Deutschmeister hätte er sich ein wenig ärgern müssen. Auf die Frage „warum“ gab er einen ganz nichtigen Grund an; kein Wort von dem, was sich zutrug. Offizierstellvertreter Kottola, ein alter Freund und Kamerad aus der aktiven Zeit, nahm ihn nun ins Verhör, legte ihm klar, was für Folgen für ihn aus dieser Situation entstehen können. „Es kann für dich sehr verhängnisvoll werden, du könntest degradiert werden und einige Zeit in den Kerker dunsten gehen. Die Mannschaft hat bereits die Anzeige gegen dich gemacht. Ich würde dir gut raten, gehe zu diesem Kanonier und sprich mit ihm über das Geschehene und bitte ihn, er wolle dir verzeihen und keine weiteren Schritte gegen dich unternehmen. Man muss ja bedenken, dass diese unüberlegte Handlung deinerseits für unsere Batterie, so auch auf uns längerdienenden Unteroffiziere ein schlechtes Bild wirft, sowie eine große Schande bereiten würde. Sprich mit diesem Mann ganz vertraut unter vier Augen, er wird dir bestimmt verzeihen, ich werde Sorge tragen, dass diese Anzeige in den Ofen wandert. Du aber musst weg vom Kader. Gehst wieder hinaus zur Batterie eins. Schreibe Herrn Oberleutnant Schimeck, der soll dich wider nehmen und alles ist wieder beim Alten!“ Und so kam es auch. Schmidl ging hinaus ins Feld, der Fall wurde verschwiegen. Kudlich ging hierauf nach St. Anton in den Skikurs. Nach einiger Zeit erhielt ich von einem zweiten Teilnehmer dieses Kurses Nachricht, sie seien an die Schweizer Grenze gekommen. Ein anderer Deutschmeisterkanonier, welcher in unserer Standeskanzlei Dienst leistete, erhielt nach drei Wochen Grenzaufenthalt von der Schweiz eine Grußkarte mit dem Wortlaut: „Einen schönen Gruß aus dem schönen Land Helvetia, wo Honig und Butter fließen, geht uns gut. Lade Euch, meine lieben Freunde aus Wien recht herzlich ein zu uns zu kommen. Unterschrift Kudlich-Prosser Heinz. Brief folgt“.

In diesem angekündigten Brief beschrieb er den ganzen Verlauf ihrer Abfahrt hinunter ins Schweizerland. Bei dem Skilehrgang an der Schweizer Grenze erklärte ihr Kompaniechef die umliegende Berglandschaft und auch den Verlauf der Grenze Österreich – Schweiz. Diese Mitteilung erweckte bei zwei Wienern den festen Entschluss heute Nacht um ein Uhr, wenn alles in tiefem Schlaf liegt, abzuhausen, auf dem Abfahrtshang hinunter zu sausen ins Schweizertal. Dort fanden sie bald Unterkunft und Arbeit. Beide entzogen sich dem österreichischen Militärdienst auf besondere Art und Weise.

Als ich eines Tages mit der Mannschaft vom Geschützexerzieren einrückte, verständigte mich die Tagcharge, dass Feuerwerker Lausegger, ich, und Kanonier Herbsthofer sofort in die Kanzlei kommen sollen. Feuerwerker Lausegger kam uns schon entgegen, eilten hinauf in die Kanzlei, wo uns Leutnant Spiegel schon erwartete, uns mitteilte, wir sollen uns bei Fähnrich Bondi melden. Wir drei hatten keine Ahnung, wozu und wofür wir hierher bestellt wurden. Herr Fähnrich berichtete uns, wir fahren heute noch nach Wien zu einem Kurs für Haubitze, 10cm, ins Arsenal. Die Freude, nach Wien zu kommen, vielleicht auch einige Tage nach Hause fahren zu können, war unbeschreiblich. Wie lange dauert dieser Kurs? Vielleicht einige Wochen? Die Antwort lautete: „Vierzehn Tage wird es schon dauern“.

Im Laufe des Nachmittages wurde die ganze Kadermannschaft aufgenommen und für den Ernteurlaub eingeteilt. Selbständige Landwirte, Landwirtssöhne, jene, die nahe Verwandte als Landwirte haben, und solche, die überhaupt keinen Anspruch für den Ernteurlaub haben. Letztere sollen auf sechs Wochen zu den Bauern in der Umgebung von Leitmeritz gehen, um ihnen bei der Ernteeinbringung zu helfen. Auch ich wurde unter die Landwirtssöhne eingeteilt, die im zweiten Turnus am 15. Juli, auf drei Wochen, zur Ernte in die Heimat abgehen

sollen. Um vier Uhr nachmittag sah ich in der Postkanzlei nach meiner einlangenden Post, unter der ein Brief von Mutter war, in dem sie mir mitteilte: am 21. Juni um drei Uhr nachmittag findet die Verlassenschaftsverhandlung im eigenen Hause statt, bei der ich unbedingt anwesend sein soll. Wir hatten aber schon den 19. Juni. Da hieß es aber sofort zu Rechnungsunteroffizier Müller um Urlaub bitten gehen. Dieser konnte mir von der Batterie keinen Urlaub geben, da ich für den Kurs eingeteilt bin und die Marschroute heute noch an uns ausgegeben und abends bereits nach Wien gefahren wird. Bei Herrn Leutnant Weinbrenner soll ich um Absentierung von 36 Stunden bitten, der kann sie mir geben. Feuerwerker Lausegger ließ in Leitmeritz vor der Abfahrt einige Liter Wein aufmarschieren und stiegen etwas angeheitert in den voll besetzten Zug. Erst gegen zwei Uhr früh konnten wir Platz bekommen, um ein wenig zu schlafen. Am Nordwestbahnhof langte unsere Dreierkameradschaft wohlbehalten um sieben Uhr früh an. Beim Haubitzkader 25 im Arsenal, Objekt 3, meldeten wir uns an und wurden in Verpflegung übernommen. Herr Leutnant Weinbrenner war bereits dort eingetroffen um sich den Zeitpunkt der Geschützinstruktionen zu holen. Vorläufig war für uns keine Zeit zu lernen, da sich ein Transport ins Feld in Aufstellung befand, folglich ich gerade jetzt die letzte Aussicht habe, meine Bitte erfüllt zu erhalten. Herrn Leutnant Weinbrenner brachte ich meine Bitte vor und zeigte ihm Mutters Brief. Er konnte mir eine Befürwortung geben, Absentierung kann nur das Ausrüstungskommando erteilen, unter dem wir nun standen. Ich soll ruhig zu Herrn Major gehen und ihn bitten um den kurzfristigen Urlaub. Dies war bereits um 1/212 Uhr mittags. Zum Mittagessen gingen wir drei in die Alleegasse, wo wir beim Departement des Feldhaubitregimentes 25 ins Quartier gewiesen wurden. Die zwei anderen Kameraden mussten jeden Tag die Abfertigungen abholen, um davon zu erfahren wann unsere Instruktion beginnt. Ich ging hierauf zu Tante Käthe um mich von den Anstrengungen des Vormittags und der schlaflosen Nacht etwas auszuruhen, denn vor zwei Uhr konnte ich Herrn Major ohnehin nicht sprechen. Um zwei Uhr nachmittag traf ich pünktlich im Arsenal bei Herrn Major ein, doch zu meinem Pech kam er heute nachmittag überhaupt nicht. Ich muss heute unbedingt mit dem fünf Uhr Zug wegfahren, was soll ich machen? Ich ging schnurgerade in die Kanzlei des Ausrüstungskommandos hinein und trug einem Zugsführer meine dringende Bitte vor. Dieser schrieb mir sofort das Zertifikat und sagte mir, ich soll warten bis der Major kommt, der selbst die Unterschrift gibt, die Rundstampiglie im eigenen Schreibtisch hat. Das zwei Stunden lange Warten machte mich schon sehr nervös. Es war bereits vier Uhr und noch immer nicht da. Ich ging zum Zugsführer hinein und bat ihn, er wolle versuchen, bei dem Offizier als Stellvertreter des Kommandos mein Anliegen vorzutragen und ihn bitten seine Unterschrift samt Stampiglie zu geben. In zwei Minuten hatte ich es erreicht. Eilenden Schrittes ging es dem Arsenalhaupttor hinaus zum Gürtel. Eine kleine Weile musste ich auf den D-Wagen warten. Um vier Uhr vierzig hatte ich endlich einen Wagen bekommen. Über den Ring fuhr der Wagen mitaufenthalte. Ich hatte schon große Sorge, ich erreiche den Kremserzug nicht mehr. Wie ich zum Bahnhof kam, war der Zug eben ausgefahren. Wie ärgerte ich mich nun. Später ging kein Zug mehr. So hieß es wieder zurück zu Tante Käthe und dort übernachten. Die ganze Nacht fand ich keine Ruhe, noch Schlaf. Immer weilten meine Gedanken daheim bei Mutter und Geschwister und stellte mir ihr vergebliches Warten vor. Erst um zwei Uhr früh konnte ich ein wenig einschlafen. Im besten Träumen von Zuhause, weckte mich schon um 1/25 Uhr Tante Käthe, um ja rechtzeitig zum Zug zu kommen. Auf Schusters Rappen trabte ich durch die innere Stadt dem Franz Josefs Bahnhof entgegen, woselbst ich schon um sechs Uhr anlangte. Der Zug setzte sich um sechs Uhr zwanzig in Bewegung. Nach 2/4stündiger Fahrt konnte man schon die Weingärten und die ersten Häuser von der alten lieben Kremserstadt erblicken. Im Gasthause Ottendorfer bei der Wienerbrücke vergönnte ich mir noch ein Glas Wein, hierauf begann bei großer Schwüle zu Fuß der Heimmarsch, längs des halbvertrockneten Kremsflusses, nach Gföhl. Das „Ave Marialäuten“ der Heimat, um zwölf Uhr mittags, drang bereits an mein Ohr. Mit verstärktem Marschtempo ging es der Kremserstraße hinauf zum Kühbergweg. Rückwärts über die bekannte Plankenwiese ging ich unbemerkt dem Vaterhause zu. Mutter und Ida saßen eben noch bei Tisch und plauderten eben von mir, warum ich denn nicht komme. Da öffnete sich die Verbindungstür von der Werkstätte in die Küche, ich trat ganz verschwitzt, schmutzig und mit Staub übersät in die Küche. Wie aus dem Erdboden herausgekommen stand ich nun vor ihnen. Mutterl hatte große Sorge über mein so spätes Erscheinen. Berichtete kurz über alle Hindernisse, die mir im Wege standen, früher eintreffen zu können. Wie glücklich fühlte sie sich über mein noch rechtzeitiges Kommen. Ein kräftiges Mittagmahl nahm ich zu mir, nach dem ich mich schon sehnte, der Hunger stellte sich bereits während des Fußmarsches ein. Nach Tisch war mein Erstes, ein Bad und Umkleidung ins Zivil. Die, in meinem langen Urlaub bereits aufgenommene Inventur und Schätzung der Materialwerte, Werkzeuge, Gründe und Liegenschaft, bereitete ich mir für die um drei Uhr nachmittag stattfindende Abhandlung vor. Um zwei Uhr fanden sich die Schätzmeister Herr Lechner Karl, Gerbermeister und Prinz Josef, Bäckermeister und Gastwirt, bei uns ein. Sie erkundigten sich bei uns wie wir die Schätzung haben wollen, hoch oder nieder. Für uns konnte nur die niedere gewählt werden, um unserer Mutter nicht unnötige Zinsen für das auf uns entfallende Erbeil aufzubürden. Herrn Lechner gab ich die mir selbst errechnete Inventarliste, da er nur nach unserer Angabe berichten und schätzen konnte. Wir konnten getrost der Abhandlung entgegensehen. Um drei Uhr erschien der Gerichtsvorstand, Herr Landesgerichtsrat Blumenthal, mit seinem Schriftführer Bernleitner. Nach einstündigem Verhandeln verlief die Abhandlung zu unseren Gunsten, so wie wir es haben wollten. Es war notwendig, als zukünftiger Übernehmer des Vaterhauses selbst anwesend zu sein, um so manches rechtzeitig abzuwenden und nur für unsere Familie den Vorteil zu erreichen. Nach diesen ersten banger Stunden trat nun wieder Ruhe in die Familie. Abends ging ich noch mit meinen Freunden spazieren. Ins Kaffeehaus beim Prinz Göd kehrte die lustige Jugendgesellschaft ein, unterhielten uns

wirklich nett bis zwölf Uhr Mitternacht. Ein „Behüt euch Gott all meine lieben Freunde, ich muss schlafen gehen“; nur einige Stunden Betruhe sind mir vergönnt. Mutterl brummte wohl ein wenig über mein spätes Nachhausekommen, doch sah sie ein, dass es in Gesellschaft oft nicht möglich ist davonzulaufen.

Um die dritte Morgenstunde hieß es schon wieder auf um den Wienzug, der von Krems um sechs Uhr dreissig abgeht, bestimmt zu erreichen. Ein herzlich „Behüt dich Gott, mein liebes Mutterlein und Geschwister“ und nun wanderte ich bei stockfinsterner Nacht nach Krems hinunter. In Senftenberg begann das Morgengrauen und in Krems zeigten sich schon im fernen Osten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Am Bahnhof rührte sich noch nicht viel bei meinem Eintreffen. Die Stadt selbst sah aus wie ausgestorben. Hie und da sah man Schlangen von Hausfrauen beim Anstellen vor Lebensmittelläden. Nach längerem Warten setzte sich endlich der Zug in Bewegung. Nach einer halben Stunde packte mich der Schlaf an, ich hatte doch zwei Nächte nicht geschlafen. Erst in Wien erwachte ich durch den Ruf des Schaffners und schon sprang ich auf, entstieg dem Waggon, eilte zur Straßenbahn um ehestens zu Tante Käthe zu gelangen, woselbst ich wohlbehalten eintraf. Mutterl gab mir reichlich Lebensmittel mit, denn in Wien hieß es sehr viel Hunger leiden. Bei Tante Käthe vergönnte ich mir noch drei Stunden Schlaf um den versäumten etwas nachzuholen. Um zwei Uhr nachmittag fand ich mich am Exerzierplatz der Haubitzbatterie 25 ein. Dort stand bereits Feuerwerker Lausegger bei der 10cm Haubitze und erhielt Instruktion. Ich meldete mein Einrücken und erkundigte mich, ob ich von Leutnant Weinbrenner schon gesucht wurde. „Ja“, meinte Lausegger, er [auf mich bezogen – sagte zum Leutnant über mich] hat vor einer Viertelstunde den Befehl von Herrn Hauptmann erhalten, mit einem Dienststück zum Haupttelefonamt zu gehen und dort auf Antwort warten. Mit diesem Schmah war die Gefahr gebannt, ich konnte ohne Sorge sein. Um drei Uhr nachmittags erschien nun Herr Leutnant Weinbrenner, dem ich sofort meine Einrückung meldete. Dabei gab ich ihm bekannt, dass ich vormittag nicht in der Lage war bei ihm mich zu melden, da ich auf Befehl des Hauptmannes beim Haupttelefonamt war. „Schön, ist schon gut“, war die Antwort, ich selbst trat hernach beim Geschütz ein. Lausegger hatte vormittag schon Schulunterricht, ich erhielt von ihm die nähere Erklärung der 10cm Haubitze. Es ist beinahe kein Unterschied von der leichten zur schweren Haubitze. Die Schwere wird am Transport auf zwei Einheiten, die Leichte nur auf einer fort gebracht. Die Schwere hat einen Luftvorholer mit Bremszylinder, die leichte Haubitze einen Federvorholer. Der Aufsatz und Richtmittel bei beiden ganz gleich. Der Verschluss ist verschieden. Die Aut.... ist bei dem leichten Geschütz, bei der Schweren fehlt sie. Die Zielvorrichtung ist auch verschieden. In zwei Stunden Erklärung und Vorführung erfassten alle Kursteilnehmer die Handhabung mit dem leichten Geschütz. Der Nachmittag verging im Nu, um fünf Uhr konnten wir abtreten. Als wir das Haupttor des Arsenalen eben passieren wollten, kam vom italienischen Kriegsschauplatz ein endloser Geschütztransport mit mindestens einhundert Rohrkrepierern oder Volltreffern verschiedener Kaliber an, die alle im Arsenalhof nebst bereits in die Hunderte gehenden demolierten Geschütze an Kriegstrophäen und allerlei Anderem zur Aufstellung gelangten. Ein italienisches 28cm Geschütz stand in der Nähe unseres Exerzierplatzes. Ein Ungetüm, richtig massig und schwerfällig gebaut, hingegen unsere Skoda Motormörser 30.5cm viel leichter und beweglicher beim Transport, da auf viele Einzelteile zerlegt die Fortbewegung vorgesehen ist. Vor dem Heeresmuseum standen unzählige Kriegstrophäen zur Schau. Einige Male im Jahr konnte man die vielen feindlichen Geschütze, Waffen aller Art und Feldgerät besichtigen. Für den nächsten Morgen vereinbarten wir uns noch einen Treffpunkt der Zusammenkunft und jeder ging in seine Richtung nach hause. Meinem guten Freund Kurz Leopold, Gärtner in Jaidhof gewesen, wollte ich besuchen, doch leider traf ich ihn in seiner Wohnung Wien II., Klumshgasse 10, nicht an. Bei Tante Käthe fand ich wider liebevolle Aufnahme und auch die notwendige Nachtruhe.

Am zweiten Tag wiederholten wir die Übung mit der 10cm Haubitze. Am letzten Tag des Kurses fand die Vorführung der Zerlegung des Geschützes auf Gebirgstransport statt. Der Bremszylinder wurde herausgenommen und zerlegt. Es interessierte uns besonders der innere Mechanismus der Haubitze, denn man selten Gelegenheit diesen zu sehen.

Am Schlusse des Kurses wurde eine große Richtübung mit einer ganzen Batterie vorgenommen. Als Richtvormeister teilte man Leutnants und Fähnriche ein. Nicht einmal Parallelstellen der Geschütze konnten so manche Herren, viel weniger noch die einfachsten Richtübungen. Die alten Richtvormeister und Unteroffiziere mussten wieder eintreten, damit die vorgesehene Übung anstandslos klappte. Unser Herr Leutnant Weinbrenner kümmerte sich auch nicht um das Geschütz. Er überließ uns alles, da er sich auf uns verlassen konnte. Am Abend erfuhren wir bei Befehlsausgabe, es wird noch einige Tage dauern bis wir eine Haubitze 10cm samt Material fassen werden. Zu unserer großen Freude hatten wir noch Aussicht einige gute Tage in Wien erleben zu dürfen.

Mein liebes Schwesterl Ida kam nach Wien und legte eine weitere Prüfung der Bürgerschule mit gutem Erfolg ab. Es traf zu, in Wien sich zu treffen. Da es eben Sonntagnachmittag sonnenklar am Himmel war, unternahmen wir Geschwister einen kleinen Spaziergang in den Stadtpark. Die in allen Farben blühenden Buschedelrosen und gleichmäßig grünenden Rasenflächen, reizend angelegten Rabatten, boten einen herzerfreuenden Anblick. Wir setzten uns auf ein Bankerl im Schatten um uns länger dieses einmalige Bild auf uns einwirken zu lassen. Wie in ein Paradies versetzt kamen wir uns vor. Viel Freude erlebten wir zwei Halbweisen hier in den von Menschenhand geschaffenen Ruheanlagen. Nach einer Erholungsstunde marschierten wir beide mit neuen Kräften hinaus nach Döbling zur Tante Adelheid. Auf diesem Weg lag das Kriegsspital Grinzing, links unten im Tal, und ich zeigte Iderl die Baracke in der unser lieber Vater verschied. Bei Tante erhielten wir eine kleine Jause, bei der sich viel Freude einstellte, hatte doch die Tante Iderl noch nicht gesehen.

Unser Rückweg führte durch den Türkenschanzpark herunter zur Votivkirche, Rathaus, Burgtheater, von dort mit der Straßenbahn zur Tante Käthe zum Nachtmahl.

Für diesen Abend besorgte Feuerwerker Lausegger Theaterkarten für das Johann Strauß Theater, wo das Volksstück „Wienerkinder“ zur Aufführung vorgesehen war. Es war nun an der Zeit uns auf den Weg dorthin zu machen. Über den Rennweg, Schwarzenbergplatz, führte uns der Weg zum Theater. Nach einigen Minuten Wartezeit erschien Lausegger mit seiner Frau. Nach herzlicher Begrüßung und gegenseitiger Vorstellung begaben wir uns in den Theatervorraum, wo uns der Billeteur die für uns vorgesehenen Plätze am Balkon, erste Reihe, anwies. Die innere Ausstattung der Bühne und des ganzen Innenraumes gefiel uns Waldviertler Kindern besonders, hatten wir doch schon vier Jahre kein Wiener Theater besuchen können. Im Burgtheater sah ich das letzte Mal den „Unsterblichen Lump“. In diesem prachtvollen Zuschauerraum erwachten wieder meine Sinne für das Schöne im Zivilleben. Fühlte mich so wohl, so frei, nach so langem Zeitabschnitt bei den Soldaten, eine solche schöne Zerstreuung erleben zu dürfen. Der eiserne Vorhang ging Punkt acht Uhr abends hoch, die Musik setzte mit dem Vorspiel dieses Wiener Volksstückes ein. Die Musik gefiel uns allen mehr als der ganze Text dieses Volksstückes. Die so lieblichen Melodien riefen in mir wieder die alten Erinnerungen an meine in Gföhl, meinem Heimatort, verbrachte Jugendzeit wach. Wie schön war unser fröhlich Beisammensein beim Zitherspiel und Gesang mit meinem Freund Ernst Hans, in Gesellschaft unter uns Jungen und Mädeln bei Aufreiter, Schietzenhofer, Ziegler, Hofbauer und bei uns daheim?

Um zehn Uhr war Ende der Aufführung und auch unserer Unterhaltung mit Lausegger und Frau. Nach Verabschiedung kehrten wir zwei Geschwister nach Hause zu Tante Käthe, meinem Zivilquartier in Wien.

Am nächsten Vormittag begleitete ich Ida zum Bahnhof. Sie fuhr zu den Großeltern nach Heiligeneich um sich ein wenig Ruhe zu gönnen nach dem vielen Lernen zur Prüfung.

Meinen lieben guten Freund Kurz Leopold, ehemaliger Gärtner in Jaidhof bei Gutmann, stattete ich einen kurzen Besuch ab. Er war bereits Kriegsinvalide, sein linker Arm hatte durch eine Schussverletzung ein steifes Ellbogengelenk. Bei einer Petroleum AG erhielt er eine gute Stellung, in der es ihm ganz gut gefällt, so auch finanziell keine Not leidet. Leopold nahm sich für nachmittags frei. Seit unserem Abschied bei der Einrückung war uns kein Wiedersehen beschieden. Wir beide hatten unbeschreibliche Freude, als wir uns gegenüberstanden nach so langer Zeit. Ein Fragen und Antwortgeben währte volle drei Stunden. Er erzählte mir all seine interessanten Erlebnisse an der Front, besonders seine Verwundung schilderte er mir besonders ausführlich. Auch meine Frontberichte erweckten sein Interesse hierfür. Besondere Freude brachte ihm mein Bericht, dass ich mit seinem gut Freund Michalka bei unserer Feldbatterie so lange Zeit beisammen war. Ich erinnerte ihn auch, wie wir zwei erfuhren, ein und denselben Freund zu besitzen. „Ein mal erhielt ich eine Karte von dir, auf der du mich ersuchtest dir bekannt zu geben, ob ich einen gewissen Edi Michalka bei meiner Batterie kenne“. Dieser Edi war einer meiner besten Kameraden. Nun schrieb ich sofort einen Kartengruß auf dem sich auch Edi unterschrieb. Wir zwei Frontkameraden erkundigten uns gegenseitig, wieso wir Leopold kennen. Beide mussten jetzt, wie wir den gleichen Freund besaßen.

Michalka ging schon im August 1916 als Schlosser von unserer Batterie ins Hinterland und wurde durch Zufall in der Munitionsfabrik in Blumau, in der Nähe Wiens, beschäftigt. Alle vierzehn Tage konnte er zur Mutter fahren. Als wir beide im besten Plaudern waren, fragte ich Leopold um Edis jetzige Verhältnisse. Dieser führte mich sogleich zu Edis Mutter. Nur die Schwester Lena konnten wir in der Wohnung finden. Leopold stellte mich als seinen sowie Edis guten Freund und Frontkameraden von der Batterie im Felde vor. Sehr erfreut über unseren Besuch erkundigte sich Edis Schwester um Edis Treiben im Felde. Ich konnte nur alles Gute berichten, seine ehrlich gute Kameradschaft mir gegenüber hob ich besonders hervor. Unsere Unterhaltung währte schon eine geraume Weile, als Edis Mutter heimkehrte. In Kürze musste ich ihr auch noch von unserem Beisammensein bei der Batterie erzählen. Von Edi wussten sie, er kommt am Samstagabend nach Hause. Ich wollte schon mit Edi hier in Wien zusammenkommen, ob es möglich sein wird hängt ganz vom Zeitpunkt der Fassung des Geschützes und dazu gehörendem Material ab.

Mutter Michalka wartete uns zwei Glas Tee auf und Schwesterl Lena steckte mir ein Packerl Zigarettentabak in die Tasche. Dies bereitete mir besonders große Freude, da zum Rauchen nichts zu haben war. Bevor Abschied von ihnen genommen wurde versprach ich, am Samstag komme ich bestimmt, wenn ich noch in Wien sein sollte. Wir beide gingen noch bis ¼11 Uhr nachts auf der Landstraßer Hauptstraße spazieren und konnten nicht genug plaudern von all den so schönen Erinnerungen aus Gföhl, und der so friedlichen Jugendzeit vor unserem Einrücken. Wir fühlten uns beide als würden wir sie erst vor einigen Tagen erlebt haben. Bei dem Haus Lustgasse 12 verweilten wir beide bis die Turmuhr der nahen Herz Jesukirche die erste Morgenstunde schlug. Nun war es höchste Zeit schlafen zu gehen. Verabschiedeten uns in der sicheren Hoffnung, Samstag alle drei sich wieder zu sehen.

Bei Tante Käthe war es schon ruhig, alle lagen in tiefem Schlaf. Die gute Tante sperrte mir auf und meinte: „Ja Hans, heute ist es schon ziemlich spät! Wo warst du denn heute so lange?“ „Bei meinem lieben Freund Leopold, mit dem es heute ein so fröhliches Wiedersehen gab“. Tante berichtete mir, Feuerwerker Lausegger war bei ihr und brachte die Nachricht, morgen früh beginnt im Arsenal die Übernahme unserer Haubitze samt Material hierzu.

Um acht Uhr früh erwachte ich erst nach einer sehr ruhigen Nacht. Im Arsenal trafen wir gemeinsam zusammen. Herr Leutnant holte die Fassungsscheine um noch Vormittags die uns zugewiesene Haubitze zu übernehmen.

Nachmittag erhielten wir die Sichtmittel, Reservebestandteile, sowie den nötigen Werkzeug. Der Kanonier erhielt seine Marschroute und fuhr als Begleitmann mit dem Transport nach Böhmen. Von Herrn Leutnant Weinbrenner nahmen wir sogleich Abschied.

Feuerwerker Lausegger und ich verblieben noch weitere Tage in Wien. Für Samstag abends um acht Uhr wurde die Abfahrt vom Nordwestbahnhof vereinbart. Um vier Uhr nachmittag war der Transport fertig verpackt im Waggon zur Abfahrt. Ich wollte auf keinen Fall in Wien drei Tage bleiben, sondern sofort nach Gföhl fahren, diese so günstige Gelegenheit erfassen, denn wann kommt sie bald wieder? Von Tante Käthe holte ich noch rasch meinen Rucksack und fuhr zum Franz Josefs Bahnhof. Meinen Absentierungsschein besserte ich schon bei Tante auf das jetzige Datum aus. Anstandslos gelangte ich in den Waggon und fuhr schwarz nach Hause. Die Fahrt zahlte ich natürlich. In Krems langte ich abends mit etwas Zugverspätung an. Bei drückender Schwüle wanderte ich durch das liebe Kremstal hinauf nach meinem trauten Heimatort Gföhl zu meinen Lieben. Um die Mitternachtsstunde klopfte ich am Fenster des Schlafzimmers Mutterl wach. Große Freude hatte sie über mein so Rasches Wiederkommen. Ich musste gleich Farbe bekennen, warum ich schon wieder da bin. Der große Hunger in Wien trieb mich hinaus, dorthin, wo ich mir am ehesten ihn stillen konnte, bei der lieben Mutter.

Eine Eierspeise von sechs Eiern bereitete sie mir in Eile, die ich mit Heißhunger verzehrte. Ein riesengroßes Stück Brot dazu, höher gings nimmer. Schon lange konnte ich mich nicht so satt essen wie heute. In Wien konnte man sich nichts zukaufen, da schon große Not vor der Ernte herrschte. Der Schlaf, der mich am Weg von der Königsalm bis Gföhl anpackte, verging sofort, als ich den ersten Bissen zu mir nahm. Zum Frühstück gab es in Wien nur ein kleines Schalerl Kaffee ohne Brot, während der ganzen Tages- und Nachtzeit bis zwölf Uhr nachts nichts. Als ich voll und ganz gesättigt war, wollte ich auf keinen Fall schlafen gehen, obwohl ich vom Hunger und langen Marsch ganz entkräftet und sehr müde war. Erst nach zweistündigem Plaudern legte ich mich ins Bett. Diese paar Urlaubstage verbrachte ich bei meiner Hobelbank und ließ mich gar nicht sehen. Verdiente mir dadurch wieder einige Kronen als Zubeuß für die Reise und beim Kader.

Samstag Mittag musste ich wieder von Zuhause weggehen. Mutter, Ida und Karl begleiteten mich bis zur Königsalm. Der Abschied fiel uns dieses Mal nicht so schwer, denn mein baldiger Ernteurlaub stand vor der Tür. In Folge größter Hitze kam ich sehr ermüdet und verschwitzt am Bahnhof an. Mit dem fünf Uhr Zug ging es weiter nach Wien. Punkt acht Uhr abends erreichte ich den verabredeten Platz am Nordwestbahnhof. Nach kaum zwei Minuten Warten erschien Feuerwerker Lausegger und staunte über mein pünktliches Eintreffen. Ich teilte ihm sofort mit, dass ich diese Wartezeit zu Hause war. Er bemerkte hierzu: „Du bist wirklich ein geriebener Bursche, du kommst überall durch!“ Mit dem 9er Zug ging es nun wieder der lieben Wienerstadt ade sagend hinaus ins Böhmerland. Die ganze Nacht hindurch konnten wir beide in einem einzelnen Seitentoupee anständig schlafen. Sonntag um elf Uhr vormittag entstiegen wir in Leitmeritz dem Zuge und kehrten zum Mittagmahl zur Batterie.

Am Sonntagnachmittag hatte eine Kameradschaft der alten Feldbatterie II. in Bruyau eine Kegelpartie vorgesehen. Zu der gehörten wir zwei ja auch dazu. Es gab dabei eine gute Jause und gute Unterhaltung. Abends besuchten wir in Leitmeritz die Schützeninsel, auf der die Militärkapelle des Schützenregimentes No. 9 konzertierte. Für uns Musikfreunde bot dieses Konzert im deutschen Lande ein wahres Vergnügen. In der Stadt begegneten wir einer Abordnung unserer Batteriemannschaft, diese hatte bereits den Befehl das angekommene Geschütz samt Zubehör vom Bahnhof Leitmeritz abzuholen. Unser Einrücken kam zur rechten Zeit, wir konnten beruhigt sein.

Montag früh übergaben wir zwei das Geschütz und zum reinigen wurde ich mit einigen Kameraden auserkoren. Herr Leutnant Weinbrenner traf auch schon ein, ging um neun Uhr zu mir und erkundigte sich, wann wir eingerückt seien. Meine Antwort lautete ganz kühl und ruhig: „Gestern vormittag, Herr Leutnant“. Er frug mich, warum wir so spät eingerückt sind, ihm gar nichts davon gemeldet haben. Ich antwortete ihm, wir sind ohnehin zu früh hierher gekommen. Der Geschütztransport ist ja auch erst gestern abend angekommen und früher hatten wir nicht einzurücken. Die Marschroute war auf vier Tage Reisezeit ausgestellt, wir sind sogar um zwölf Stunden zu früh eingetroffen. Wie er daraus entnahm, dass er mit mir nichts ausrichtete, ließ er mir Ruhe und ging in die Kanzlei. Für Nachmittag nahmen wir uns frei, am Abend besuchten meine Feldkameraden und ich unser Stammlokal „Zur weißen Rose“, wo bereits von den Wienern fleißig musiziert und gesungen wurde. In diesem Kreis fühlten sich alle so wohl, als wäre kein Krieg.

Von nun an begann die regelmäßige Ausrückung mit der Zehnerhaubitze. Vorerst mussten wir drei Instruktoren den Offizieren das neue Geschütz vorführen und genaue Erklärung geben. Die Mannschaft kam nachher an die Reihe. Gegenüber der 15cm Haubitze ist die Handhabung der Zehner eine Spielerei, eine Leichtigkeit.

Am 14. Juli 1917 entschloss ich mich einen Versuch zu unternehmen, Zahnprothesen zu erhalten. Der Arzt wies mich ins Garnisonsspital ein, wo ich im Offiziersschulgebäude Aufnahme fand. Sieben Tage verweilte ich schon dort bevor sie mich zur Konstatierung vorließen. Unter dieser Zeit kam am 17. Juli ganz überraschend meine Beförderung zum Korporal. Am siebenten Tag wurde ich im Brigadekommandogebäude, Abteilung, zur Konstatierung vorgelassen. Der dort amtierende Arzt war sehr lieb. Die sehr genaue Untersuchung bot mir Aussicht doch zu meinem Zahnersatz zu kommen. Ich meldete ihm meinen Lazarettaufenthalt im Jahre 1916 mit Rheumatismus und Herzneurose, meinen Zahnmangel, meine Magenbeschwerden und Verdauungsstörungen. Die Untersuchung nahm der Arzt ohne ein Wort zu sprechen vor. Nebenbei schrieb ein Korporal der Sanität einen Befund. Ich selbst konnte vom Befund nichts erfahren. Am Nachmittag musste ich nun wieder zur Batterie einrücken. Am nächsten Morgen ging die alte Exerzierleier wieder von vorne an.

Nach vier Tagen kam der Befund in die Standesführung. Von einem Kameraden, der dort Schreiber war, erfuhr ich den Inhalt des Befundes mit folgendem Wortlaut: „In Folge kräftiger Natur des Körpers, gut genährt, trotz Zahnangel felddiensttauglich. Zahnprothesen unnötig“. Nun wusste ich, wieviel es geschlagen hat. Ich ließ aber die Hoffnung nicht fallen, es wird sich schon später einmal Gelegenheit bieten, dann werden alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um das Ziel zu erreichen.

22. Juli. Von heute an wurde der Wachdienst für mich angeordnet. Abwechselnd gab es Torwache, Eskorte und Wachkommando beim Festungsgefängnis, Pulvermagazin, sowie bei dem alten Laboratorium.

In Beisein des Garnisons-Inspektions Offizieres fand jeden Tag um ½1 Uhr mittag das Wachabteilen statt. Ein- undzwanzig Wachen mit zusammen fünfhundert Mann mussten stellig gemacht werden. Der eine Inspektionsoffizier nahm das Wacheabteilen sehr genau, wie im Frieden genau nach den Wachdienstvorschriften, der andere wieder ließ es leichter gehen. Besonders die Infanterieoffiziere waren sehr streng. In meiner Rekrutenausbildung lernte ich wohl das exakte Wacheabteilen, mir fiel es leicht den Wachdienst zu versehen. Mit dem vorgeschriebenen Dienst aller Art nahm ich es stets sehr genau.

Eines Tages erhielt ich Torwache der Kaserne. Die Wache, die Arreste samt neun Häftlinge übernahm ich in bester Ordnung. Der Garnisons-Inspektions Offizier von I.R. 42 ließ sich beim Wacheabteilen streng aktiv Meldung geben und nahm die genaueste Visitierung der Gewehre, der Montur und Adjustierung vor. Gegen acht Uhr abends erschien er bei uns die Wache zu visitieren. Der Avisoposten wurde schon rechtzeitig auf das Kommen des diensthabenden Offiziers von mir aufmerksam gemacht und erhielt die nötigen Anweisungen über sein Verhalten als Wachposten beim Tor. Der Posten ließ rechtzeitig die Wache antreten. Wie der Inspizierende in die Nähe kam richtete ich die Wache noch aus und erstattete eine besonders stramme aktivmäßige Meldung. Ohne Inspizierung erhielt ich von ihm den Befehl die Wache abtreten zu lassen. Mit uns schien er sehr zufrieden gewesen zu sein. Neben der Hauptwache stand auch noch eine Garnisonsbereitschaft, deren Kommandant ein Zugführer war. Der Offizier ließ nach meiner Meldung auch von der Bereitschaft melden. Diese hatte schwere Not. Nichts konnte ihm schön genug geputzt sein, weder die Gewehre, Montur, und die ganze Ausrüstung. Warum? Der Kommandant derselben konnte überhaupt keine Meldung geben. Aus diesem Grunde ließ der Inspizierende die Bereitschaft eine halbe Stunde im Kasernenhof exerzieren und zwanzig Mal antreten und Meldung erstatten. Mit ruhigem Gewissen konnte ich diesem Treiben zusehen, bei meiner Wache gab es keinen Anstand.

Ein anderes Mal erlebte ich eine ähnliche Sache bei meiner Kaserntorwache. Als Aufführer erhielt ich einen Juden, der als Einjährig Freiwilliger Vormeister bei uns zugeteilt war, namens Löw. Kasern-Inspektionsoffizier Damberger, Stabsfeuerwerker der Schweren 4, kam am Abend die Wache zu visitieren. Die Wache und Arreste fand er in Ordnung vor. Als Wachkommandant versah ich bis ein Uhr früh meinen Dienst. Hierauf löste mich Aufführer Löw ab, dem ich noch alle Pflichten als Wachkommandant ans Herz legte. Versuchte auf der harten Pritsche ein wenig zu schlummern, an einen Schlaf war nicht zu denken. Es mochte so eine halbe Stunde vergangen sein, da kam Stabsfeuerwerker Damberger ganz ruhig ins Wachzimmer herein. Wie er die Tür öffnete erhob ich mich sofort um die Meldung zu geben; doch mich ließ er ruhig liegen bleiben. „Sie haben ihre Pflicht erfüllt, ich weiß auch genau, sie haben dem Einjährigen die Wache übergeben. Ich weiß auch wie das Wachdienstreglement lautet. Sie kenne ich aus ihrer Rekrutenzeit, wo ich noch bei einer Batterie war.“ Unter dieser Unterredung schlief noch immer der Vormeister Löw. Der Trompeter blieb auch auf und hielt Bereitschaft. Da er Briefe schrieb achtete er gar nicht, dass der Aufführer schlief. Damberger rüttelte den Einjährigen ein wenig, doch dieser rührte sich nicht. Ein zweites Mal, aber etwas unsanfter, weckte ihn auf. Ganz erschrocken stand er nun auf, sah den unsanften Wecker an ohne ein Wort zu sprechen. Damberger frug ihn, ob er nicht wisse, was seine Pflicht sei. Konnte auf diese Frage keine Antwort geben. „Wissen sie nicht, dass sie sich als Wachkommandantstellvertreter zu melden haben? Melden sie sich sofort.“ Der Einjährige begann zu stottern, doch einer Meldung glichen seine Worte nicht. Jetzt geriet Damberger in Zorn und schrie: „Sie Einjähriger, haben um ein Uhr vom Wachkommandanten den Dienst übernommen, jetzt ist es halb zwei, also eine halbe Stunde nur verstrichen und haben im Dienst schon geschlafen. Wissen sie auch, welche strenge Bestrafung für dieses große vergehen im Wachdienst ausgesetzt ist? Haben sie das Dienstreglement gelernt und auch durchgesehen, welche Pflichten eines Wachkommandanten und Aufführers sind? Nein, müssen sie sagen! Bedenken sie, welche Situation eintreten kann durch ihr Schlafen im Wachdienst? Sie stehen hier im Wachzimmer genau so am Posten, wie der Mann draußen am Tor. Passiert dem Torposten irgend ein Unheil, er gibt ein Alarmzeichen um Hilfe, oder um Verstärkung, sie schlafen und hören von all dem Rufen des Postens nichts? Der Mann kann überwältigt werden oder kann momentan in Folge eintretendem Unwohlsein seinen Geist aufgeben. Auch eine höhere Inspektion kann kommen und findet sie hier im Wachdienst schlafend? Stellen sie sich ein Bild vor, was überhaupt Nachtdienst halten heißt. Der Name dieses Dienstes sagt ja ohnehin alles selbst. Wenn es so gehen könnte, wie sie es machen, dann würden wir keinen Nachtdienst benötigen. Sie wollen ein zukünftiger Offizier werden, haben die Schulen besucht, sollen der Mannschaft ein leuchtendes Beispiel geben und sie führen sich so auf. Wie lange wird es noch dauern, dann gehen sie ab ins Feld, wo der Dienst noch strenger gehalten werden muss. Sie verbleiben dort einige Monate und sind ein Herr Fähnrich geworden. Kommen vielleicht bald ins Hinterland zurück, weil sie bei der Feldbatterie nicht gebraucht werden können. Im Hinterland wollen sie vielleicht den alten Diensten, den Unteroffizieren und der Mannschaft hineinfahren, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, wie diese Herren so gewöhnt sind. Wehe ihnen, kommen sie ein Mal in meine Hände, dann können sie

sich auf etwas gefasst machen. Sie gehen morgen auf meinen Befehl zum Gruppenkommandorapport. Ich werde ihnen zeigen, was Diensthalten heißt.“ Hierauf verließ er das Wachlokal.

Jetzt kam an mich die Reihe mit dem Aufführer zu sprechen. Was kann einem ein solcher Lausbub für eine Blamage der ganzen Batterie bereiten. Wegen solcher Übertretung der Vorschriften muss ich nun zum Rapport.

Um sicher zu sein vor irgend einer nochmaligen Inspizierung blieb ich gleich auf. Um ¼4 Uhr früh ging ich hinaus alle aufgezogenen Posten zu visitieren. Bevor ich wegging, gab ich dem Einjährigen nochmals die strenge Mahnung ja nicht zu schlafen. Nach einer Dreiviertelstunde kehrte ich zurück in die Kaserne. Um mich zu überzeugen, ob nicht doch der Aufführer schläft, sah ich vor dem Eintreten bei dem kleinen Guckloch der Eingangstür hinein. Kein Licht im Wachzimmer, niemand saß beim Tisch, alles finster im tiefen Schlaf. Ich trat ins Lokal ein, mit der Taschenlampe leuchtete ich alles ab. Was sah ich? Der Einjährige lag auf einer Bank in tiefem Schlaf. Ich weckte ihn nicht. Bevor ich wegging, gab ich ihm die Weisung, er soll um vier Uhr die Fahrkanoniere, welche verschärften Arrest hatten, herauslassen. Nahm die Schlüssel und ging zu den Arrestanten, um mich zu überzeugen, ob sie schon herausgelassen wurden. Sperrte auf, da sah ich sie alle noch in tiefem Schlaf. Ich weckte sie und ließ sie heraus. Der weitere Weg führte mich in die Küche, wo mir schon der angenehme Duft des Schwarzen entgegen kam. Kostete unseren Frühstückskaffee und plauderte mit dem Koch noch eine Weile, er war ein guter Kamerad vom Felde her. Vor fünf Uhr weckte ich den Trompeter und auch den Herrn Aufführer, der noch immer träumte. Als ich vor ihm stand, erstaunte er und fand wieder keine Worte. Ich wünschte ihm ruhig einen guten Morgen, sonst nichts. Gab ihm den Befehl sofort die Posten aufzusuchen, denn er hätte bestimmt darauf vergessen. Der Trompeter blies die Tagwache und nun begann das normale Leben in der Kaserne. Nach einer Viertelstunde konnte man schon die Mannschaft mit ihrer Menageschale gehen sehen, um den Frühstückskaffee zu holen.

Stabsfeuerwerker Damberger kam um ½6 Uhr früh in das Wachzimmer wo schon peinlichste Ordnung herrschte. Ich gab ihm die Meldung in der Nacht sei nichts Nennenswertes vorgefallen. Hierauf rief er mich auf den Hof hinaus und gab mir zu wissen, dem Einjährigen soll ich sagen: „Damberger sieht dieses Mal von der Bestimmung zum Rapport ab“, warnt ihn aber, niemals Anstände solcher Art ankommen zu lassen. Er will ihn nicht ins Unglück stürzen, wenn er die Anzeige machen würde, so könnte der Einjährige ins Garnisonsarrest auf eine Weile kommen. Er sieht ich ihm noch den Unverstand der Jugend, so auch Unkenntnis von dem Ernst des Lebens, sowie des Militarismus. Er soll sich die sanften Worte, die er in der Nacht von ihm gehört hatte ja zu Herzen nehmen. Zu mir gewendet meinte er: „Auch sie will ich nicht in diese Soße hineinbringen. Trotzdem sie ihre Pflicht gewissenhaft erfüllten, sie keine Schuld trifft, kann es unrichtig aufgefasst und doch dem Einjährigen geholfen werden. Man kann ja doch nicht wissen, wie die Herren vom Gericht eingestellt sind. Ich sehe ab von all dem Vorgefallenen und berichten sie dem Löw das.“ Mit diesen Worten ging er fort und kehrte nicht wieder.

Dem Einjährigen berichtete ich von dem Entschluss Dambergers und forderte ihn im Namen aller Kameraden ernstlich auf, sich ja an all die gut gemeinten Ermahnungen der Vorgesetzten in Zukunft zu halten. Überglücklich ließ er seine Blicke im Wachzimmer herumschweifen, als er von mir erfuhr, dass das Vorgefallene vergessen sei und keine Anzeige erstattet wird. Obwohl er ein reicher Judensohn war, ließ er doch nichts aus der Tasche, nicht einmal Zigaretten wollte er aushändigen.

Der Vormittag verstrich ruhig, um ein Uhr mittag kam die schon ersehnte Ablösung. Nach dem Mittagmahl legte ich mich ein wenig auf mein Bett um den versäumten nächtlichen Schlaf nachzuholen.

Eine ähnliche Begebenheit ereignete sich wieder bei einer Torwache. Oberleutnant Lederer von unserer Ersatzbatterie hatte Garnisons - Inspektionsdienst. Um sechs Uhr abend begann im nahen Park, in dem sich das Offizierskasino befand, die Regimentskapelle des I.R. 42 ein Konzert. Ohne ein Wort zu sagen, gingen vom Wachzimmer zwei Mann (Wiener Deutschmeister) dorthin, obwohl ich bei Antritt des Wachdienstes ihnen ausdrücklich nahelegte, es darf niemand ohne meiner Erlaubnis das Wachlokal verlassen, denn es war die Inspizierung der Wache durchschnittlich um sieben Uhr abends. Ich hatte es nicht in acht, dass zwei Mann abgehen. Pünktlich sieben Uhr erschien wirklich Oberleutnant Lederer um die Wache zu visitieren. Der Avisoposten rief die Wachen sofort ins Gewehr, ich erstattete stramm, exakt die Meldung mit welcher er sich sehr zufrieden zeigte. Er zählte die Männer der angetretenen Wache und sagte zu mir: „Es fehlen ja zwei Mann, wo sind diese?“ Momentan war ich nicht gefasst, dass zwei Männer fehlen. „Einer ist am Abort, von dem anderen weiß ich nicht, wohin er ging. Er meldete mir kein Wort, wohin er gehen wolle.“ „Sie müssen doch wissen, wo der Posten ist! Sie werden morgen auf meine Bestimmung zum Rapport gehen. Morgen früh möchte ich über dieses Ausbleiben des Wachpostens Bescheid haben.“ Dieser Anstand vom inspizierenden Garnisonsoffizier bereitete mir große Sorgen. Oberleutnant Lederer ging hierauf in unsere Batteriekanzlei.

Wohin können die zwei fehlenden Männer gegangen sein?, war meine Frage an alle anderen Posten. Die sind sicher zum Militärkonzert gegangen, meinten alle. Den Trompeter sandte ich sofort hinüber in den Park um die zwei Ausreißer ausfindig zu machen. Richtig fand er sie und brachte sie zur Wache. Unterzog beide einer strengen Rüge und gab ihnen auch bekannt, am nächsten Vormittag wird über sie Rapport gehalten. „Ich lasse mich wegen euch nicht einsperren, das garantiere ich euch; bei der Übernahme der Wache gab ich die Weisung an alle Posten, dass niemand ohne meine Erlaubnis das Wachlokal verlassen darf. Mir ist es gleich, wenn ihr nicht wisst, was eure Pflicht ist, dann ziehe ich die Konsequenz. Mein Verhalten euch gegenüber kann ja anders auch sein. Wie du mir, so ich dir, sagt ein altes wahres Sprichwort. Einen Mann konnte ich das Gehen zum Rapport ersparen, der zweite muss sich selbst rechtfertigen.“

Kanonier Prosser Heinrich ließ sich nun herbei zum Rapport zu gehen, sonst hätte das Los unter den Zweien entscheiden müssen. Prosser war ein guter Freund von mir. Beide sannten wir auf einen Ausweg aus dieser peinlichen Lage. Nach längerer Aussprache kam Prosser eine glänzende Idee. „In Folge eines vor zwei Tagen eingetretenen Durchfalles musste ich mich, ohne mich beim Wachkommandanten zu melden, in größter Eile auf den Abort gehen. Durch das schon so ofte Gehenmüssen hatte ich schon Schmerzen und suchte das Marodenzimmer auf, um dort Erleichterung durch Tabletten zu erreichen. Unter diese Zeit fiel die Inspizierung der Wache. Ich bitte daher gehorsamst um Nachsicht der Meldung an den Wachkommandanten.“ Diese Rechtfertigung war bald einstudiert und sollte beim morgigen Rapport vorgebracht werden, doch zum Rapport kam es nicht. Am nächsten Morgen kam Oberleutnant Lederer um acht Uhr. Ich ließ die Wache antreten und meldete „Nichts Neues vorgefallen“. Das Fernbleiben von Kanonier Prosser begründete ich. Hierauf fragte er Prosser, wie die Sache war. Dieser erzählte das gestern Vereinbarte, nebst der Meldung, er habe sich zur Marodervisite aufschreiben lassen. Ich meldete auch noch, ein Mann sei als Ersatz in den Dienst eingetroffen. Herr Oberleutnant war zufrieden und sah vom Rapport ab, die ganz gefährliche Lage war damit bereinigt.

Eine dienstliche Belobung erhielt ich am 4. August bei der Torwache vom Stationskommandanten Oberst Ludwig. Auf der Wache alles in Ordnung. Am Avisoposten stand ein Rekrut, der erst zum zweiten Mal diesen Dienst versah. Wie immer, so auch dieses Mal, gab ich der Wachmannschaft alle notwendigen Erklärungen über den zu leistenden Wachdienst und der Pflichten des einzelnen Postens. Ich war bei den Arrestanten, die jeden Vormittag eine Stunde Spaziergang hatten. Unterhielt mich noch an der Hofseite der Toreinfahrt, den Blick in den Kasernenhof gerichtet mit einem aus dem Felde kommenden Kameraden von der Schweren 4. Unwillkürlich drehte ich mich um und wollte ins Wachzimmer gehen. Da kam Oberst Ludwig eben durch die Toreinfahrt herein. Mit lautem Rufe hieß ich die Wache antreten und wollte dem Oberst die Meldung erstatten, doch dieser winkte ab und rief mich zu sich. Die Wache ließ ich abtreten und eilte sofort zum Oberst. Meldete mich aktivmäßig wie ich es immer gewohnt war. „Von welcher Batterie sind sie, Korporal?“ frug er mich. „Von der Schweren 25, Batterie II.“, gab ich ihm bekannt. „Wie lange waren sie im Felde?“ Meinen Felddienst teilte ich ihm mit, vom September 1925 bis 15. Oktober 1916. Sein Sohn diente auch bei uns in der Feldbatterie. Ich kannte ihn sehr gut und machte mit ihm sehr oft Dienst. Seine gute Kameradschaft lernte ich zu schätzen. Wir plauderten noch eine Weile über seinen Sohn und dem Leben bei der Batterie II. Über mein strammes dienstliches Benehmen sprach er hierauf seine Belobung aus und lud mich zu einer kleinen Jause am Nachmittag um fünf Uhr in seine Wohnung ein. Eine solche Einladung erlebte ich noch nicht, daher die Freude um so größer. Der Herr Oberst empfahl sich und rief mir noch nach: „Kommen sie aber bestimmt“. „Jawohl, Herr Oberst, ich komme pünktlich“, war meine korrekte Antwort. Überglücklich eilte ich in das Wachzimmer und machte der Wachmannschaft freudig die Mitteilung von meiner bekommenen Einladung zur Familie des Herrn Obersten Ludwig. Die Wachablösung konnte nicht rasch genug kommen, so groß war meine Freude und die fünfte Nachmittagsstunde erwartete ich mit großer Sehnsucht. Vor Befehlsausgabe machte ich mich auf den Weg um ja pünktlich am Ziel zu sein.

In der Wohnung des Herrn Obersten erschien ich genau um fünf Uhr nachmittag. Durch den Diener ließ ich mich melden. Die Frau Gemahlin eilte mir danach entgegen und begrüßte mich sehr herzlich als ihren Gast. Die Aufnahme in diesem Hause erfolgt besonders liebevoll. Die Gnädige führte mich in den Empfangssalon und hieß mich setzen. Der Diener servierte eine Flasche Wein, einen reichlichen Aufschnitt mit Weißbrot. Vorerst entschuldigte die liebe Gastgeberin das Fernbleiben ihres Herrn Gemahls, der am Kommando dringende Dienststücke zu erledigen hatte. In gemütlichem Beisammensein bei Tisch plauderten wir größtenteils von ihrem Sohn, der ihr Herzpinkerl zu sein schien. Auch ihre liebe Tochter leistete uns nette Gesellschaft. Diese liebe Familie erkundigte sich auch über meine Familienverhältnisse, die ich ihnen sehr ausführlich schilderte. Besonders der Tod meines lieben Vaters rührte sie sehr. Wie wohl fühlte ich mich bei solch lieben Menschen, als einfacher Korporal so gute Aufnahme gefunden zu haben. Nach eineinhalbstündiger Unterhaltung bedankte ich mich für die liebe Einladung und Aufwartung und empfahl mich. Meine Kameraden konnten meinen Bericht vom Besuch bei der Familie von Oberst Ludwig nicht glauben, alle beneideten mich um die so schönen Stunden.

Auf der Laboratoriumswache gab es auch so manches Mal lustige Erlebnisse. Bei dieser Wache muss ein Posten beim Bau einer neuen Schwimmschule an der Eger bezogen werden. Das Wachlokal stand am rechten Ufer, die Schwimmschule am linken. Zum Postenaufführen benützte man einen Kahn um zur Schwimmschule zu kommen. Bei schöner mond heller Nacht fuhr ich mit dem Posten auf dem trüben, bei hundert Meter breiten Egerfluss zur Schwimmschule. Der Fluss hatte eine schwache Strömung, doch war es ein herrliches Vergnügen so im Kahn in die dunklen Wogen hinüber zur Schwimmschule zu gleiten. Um zehn Uhr kamen einige Kameraden mit bekannten Mädels zu mir ins Wachlokal um eine Kahnfahrt zu unternehmen. Einem Kameraden übergab ich das Wachkommando. Sollte eine Inspizierung kommen, so soll er melden, der Wachkommandant sei auf Aufführung des Postens, drüben bei der Schwimmschule. Ich wusste ja ganz genau, dorthin kommt kein Mensch die Wache zu visitieren. So ging es frohen Mutes hinaus an das Ufer der Eger. Unser fünf bestiegen nun den bereitgestellten Kahn und mit kräftigen Ruderschlägen ging es durch die an beiden Ufern sich hinziehenden dunklen Auen stromaufwärts. Das muntere Treiben unserer trauten Gesellschaft erfreute die Herzen aller. Heimatliche Volkslieder sang der Chor unserer Jugend während der Kahnfahrt und die Stimmung wurde dadurch immer mehr gehoben. Es fehlte nur mehr die Musik, so auch das reichlich Essen, dann wäre es noch viel schöner gewesen. Wir ruderten bereits drei Kilometer stromaufwärts bis zu einer Park- und Gartenanlage eines Schlosses. Bei einer

geschickt angelegten Landungsstelle befestigten wir den Kahn und nun bot sich uns eine vornehme Sitzgelegenheit im Garten. Auf den schon des Tages aufgestellten Liegestätten, Strandfauteuils und Gartensesseln bei Tisch ließen wir uns nieder. Ein jeder war der Meinung die Herrschaften luden uns sicher zu einer lustigen Abendgesellschaft ein um die Schönheit eines Sommernachttraumfestes hier in Nordböhmen erleben zu dürfen. Doch mussten wir es nur beim Traume lassen. Im stillen engen Kreise unserer Jugend gab jeder von uns so manche lustige Anekdote aus unserer tollen Jugendzeit zum Besten. Auch die beiden lieben Mädchen waren sehr guter Laune und trugen viel mit ihrem guten Humor bei, diese so schön verbrachte laue Sommernacht in fröhlicher Stimmung erleben zu dürfen. In dieser so wunderbar duftenden Gartenanlage konnte man sich wieder ein wenig das so schöne Zivilleben vorstellen. Noch viel schöner wäre es gewesen, hätten wir Burschen auch in Zivil sein können, den vollen Reiz der so wunderbaren Mondnacht erleben können. Doch wir ließen es uns trotz unserer Soldatenpflicht nicht minder gut in der Unterhaltung ergehen. Erst um die zweite Morgenstunde kehrten wir an das Ufer der Eger zurück, bestiegen das sich in den ruhigen Wogen sich schaukelnde Boot, banden es los und ruderten unter Singen von lieblichen Heimatweisen stromabwärts der Landestelle beim Wachhaus zu. Betraten nun wieder Boden der Stadtgemeinde Theresienstadt. Noch liebe herzliche Worte des Abschiedes und die Kameraden mit den Mädeln entschwandten meinen Augen in Richtung zur Mühle hin. Betrat nun das Wachlokal und erkundigte mich bei dem Aufführer ob etwas vorgefallen sei. „Nein, gar nichts“, war die Antwort. Die Wache ging ohne einen Zwischenfall zu Ende. In späteren Tagen unternahmen wir auf dieser Wache noch öfter solche Kahnfahrten, die der ersten ähnlich gestaltet wurden. Gerne erinnere ich mich heute noch dieser so wunderbaren Stunden und werde diese auch niemals vergessen.

In der kleinen Festung Theresienstadt befindet sich eine große Militärstrafanstalt. Während meines Aufenthaltes beim Kader bot sich öfters Gelegenheit in die dortigen Verhältnisse ein wenig Einsicht zu erhalten. Als Wachkommandant versah ich dort oftmals Wachdienst. Zur Bewachung der ganzen Anstalt gingen täglich 92 Mann; außerdem acht Profoße und sechzehn Beschließer. Die Anstalt hatte acht Abteilungen. Die Schwerverbrecher hatten ihre Zellen in einem unterirdischen Raum.

Die Thronfolgermörder vom 28. Juni 1914 waren hier eingekerkert. Der Bombenwerfer Cabrinovic starb bereits im Jahre 1916. Princip, der richtige Attentäter, der die Revolverschüsse auf das Thronfolgerpaar abgab befand sich derzeit im Garnisonsspital 13 in einem nett eingerichteten Einbettzimmer, kann sich ganz frei bewegen und wird sehr gut behandelt. Die Verpflegung genoss er wie die Offiziere.

Im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers Karl kam ein Erzherzog um diese Strafanstalt zu inspizieren. Princip's Gesundheit litt schon sehr in Folge des schweren Kerkers im Untergeschoß der Anstalt. Um diesen Mörder weiterhin am Leben zu erhalten überstellte man ihn ins Spital. Nach dem Kriege soll er nochmals einvernommen werden um Klarheit über die Beweggründe zum Attentat zu bekommen.

Als Eskortekommandant erhielt ich ein Mal den Befehl einen Komplizen dieser Mordbande ins Spital zu führen. Janovic, war sein Name, war ein Student aus Belgrad, der dritte Verbrecher in diesem Komplott; dieser sollte den nächsten Mordakt ausführen, wäre der des Princip nicht gelungen. Mit Fieber und starkem Durchfall überstellten wir ihn ins Inquitspenspital. Sein bleiches und abgemagertes Aussehen glich förmlich einem Skelett. Bei der Aufnahme stellte man an ihn die Frage über seine Eltern, deren Herkunft und Wohnort. Die Antwort gab er in deutscher Sprache. Ansonsten kam kein weiteres Wort über seine Lippen. Im Spital gab es eine eigene separate Abteilung, nur für Sträflinge. In dieser befanden sich derzeit siebzig Mann, von denen täglich ein bis zwei davon starben. Ein Sanitätsmann, auch ein Sträfling, ging immer mit der Eskortemannschaft in das Spital, um die Papiere zu übergeben und andere wieder mitzunehmen, für zurückgehende Sträflinge. Dieser Mann zeigte mir das Zimmer, in dem Princip untergebracht war. Vom Gange aus konnte ich ihn genau betrachten. Ein Doppelposten versah den strengen Wachdienst, der uns ohne weiteres durch das Schlüsselloch hineinsehen ließ. Princip, eine mittelgroße hagere Gestalt in guten Sträflingskleidern, gab mir einen guten Eindruck. Seine Gesichtsfarbe zwar etwas bleich, doch sein Gesicht war nicht von Gram verzehrt. Er dürfte sich ganz wohl fühlen, saß am Fenster und studierte in einem Buche. Princip wird sich bestimmt am Leben erhalten, es wird ja sehr gesorgt für ihn. Unter den Sträflingen dieser Strafanstalt befanden sich viele Offiziere, Rechnungsunteroffiziere, die größtenteils wegen Unterschlagen von hohen Geldsummen zu langjährigem Kerker verurteilt wurden. Viele Hochverräter konnte man auch unter den Insassen der Zellen feststellen. Die größte Anzahl von diesen Verurteilten stellten die Fahnenflüchtigen von der Front. Die nur bis zwei Jahre ausgefasst hatten mussten täglich zwei Stunden exerzieren. Die Langjährigen fanden in den Werkstätten der Anstalt reichlich Beschäftigung. Die Schwersten lagen in Ketten in unterirdischen Einzelzellen.

Die Arbeit der Sträflinge in den Werkstätten war gut, die Verpflegung von Haus aus gut. Auch die Behandlung war angemessen. Mit einem dieser Arbeitshäftlinge hatte ich Gelegenheit, mir ein sehr genaues Bild über seine 18 Jahre Kerker für begangenen Mord zu machen. Am Schlusse seines Berichtes meinte er zu mir: „Ich bleib schon mein ganzes Leben lang hier. Bin jetzt ganz allein auf der Welt. Niemand will mich mehr erkennen. Was habe ich draußen dann von meiner Freiheit? Hier geht es mir nicht schlecht, habe schon so lange ausgehalten, so bleibe ich auch weiterhin noch hier. Bin erster Partieführer in der Korbflechterei, auch bei allen Stellen und Organen hier im Gefängnis sehr beliebt. Ich bleibe hier bei meinen Mithäftlingen und fühle mich zufrieden“. Bei dieser Wache konnte ich so manche Beobachtungen und Erfahrungen im Leben sammeln.

17. August. Tag des Geburtsfestes seiner Majestät Kaiser Karl. Schon am Vortag traf man im Kasernenhof alle Vorbereitungen für die am Exerzierplatz stattfindende Geburtstagsfeier mit Feldmesse. Unsere Batterie wurde

für das Salutschießen ausersehen. Ich selbst stand vom 16. auf den 17. August im Wachdienst am Tor der Kaserne. Kameraden meiner Feldbatterie und Kanoniere der Jungmannschaft nahmen die Reinigung der Geschütze vor. Im Stall herrschte förmliche Putzwut der Stallmannschaft. Die Pferde, das Geschirr und Sattelzeug mussten für die hohe Festlichkeit und zugleich auch Inspizierung durch den Korpskommandanten von Leitmeritz blitzblank geputzt werden.

Für acht Uhr vormittag galt der Beginn der Feier. Schon um sieben Uhr rückte unsere Batterie mit voller Bespannung aus dem Kasernenhof hinaus auf die Exerzierwiese. Von allen Waffengattungen erschienen Einheiten zur Parade.

Ein Zugsführer kam eilends zum Wachkommando geritten um mich im Dienste abzulösen. Selbiger brachte mir den Befehl des Batteriekommandanten sofort zur Geschützbedienung einzurücken und das Kommando der Batterie beim Salutschießen zu übernehmen. Im Nu schwang ich mich in den Sattel und ritt im schnellen Trab hinaus zur befohlenen Stelle, wo ich vom Chef schon sehnsüchtig erwartet wurde. Nach strammer Meldung übergab mir Hauptmann Littera das Kommando über die Bedienungsmannschaft aller vier Geschütze und instruierte mich über das Salutschießen. Meine gut ausgebildete Mannschaft ließ ich sofort antreten, wählte die Geschützführer, Richtvormeister und Abziehnummern und schon rückte jede Geschützbedienung auf ihren vorgesehenen Stand ein. Vor Beginn der Feier richtete ich noch einen Appell an alle, dass heute ja jeder auf seinem befohlenen Platz seine Pflicht erfülle.

Vor der Festtribüne nahmen alle Fußtruppen in Hufeisenform Aufstellung. Die drei Feldhaubitzbatterien standen zirka dreissig Meter hinterhalb in Feuerstellung, die Pferde mit den Protzen zwanzig Meter hinter uns in ausgerichteter Linie.

Von Leitmeritz kam der hohe Offiziersstab des Korpskommandos samt allen Einheiten der drüberen Garnison. Es dürften bei 7000 Mann Aufstellung genommen haben. Die vereinigten Musikkapellen eröffneten um die vorgesehene Stunde die Festfeier.

Unser Stadtkommandant, Oberst Ludwig, begrüßte die hohen Gäste und alle anwesenden Kameraden auf das Herzlichste. Die Festansprache hielt ein Major vom I.R. 42. Die Feldmesse zelebrierte ein Feldkurat, der schon zwei Jahre in Rußland an der Front stand. Die Musik intonierte die deutsche Messe von Schubert. Ein zu Herzen gehende Predigt des Herrn Feldkurat erbaute viele angetretene Kameraden. Zur heiligen Wandlung feuerten alle Waffen die vorgesehenen Salven zwei Mal aus. Als erste kam die Infanterie, dann die Ulanen und als dritte die Artillerie. Unsere Batterie schoss ohne Fehler am besten. Bei den Nachbarbatterien ging es nicht so gut ab. Die Infanterie hatte mehrere Versager. Bei einer Kompanie lehrte wirklich ein Schotterwagen ab.

Der Korpskommandant hielt nach der hl. Feldmesse an alle eine würdige Ansprache, hernach folgte die Defilierung aller angetretenen Truppen. Es war meine erste große, bei der ich als Kommandant der Batterie sein konnte.

Am Schlusse der Feier lud Herr Feldmarschalleutnant alle Abteilungskommandanten zu sich und sprach für die Leistungen aller anwesenden Truppenteile seinen Besten Dank aus. Auch unser Batteriekommandant erhielt besonderes Lob für das so exakte Salutschießen. Dieser lehnte das Lob ihm gegenüber ab. Das Lob gebührt dem Korporal, der mit seiner Mannschaft das Beste erreichte und auch gab. Hierauf holte man mich zu Herrn Korpskommandanten, der mir persönliches Lob für meinen Erfolg aussprach. Als junger Mensch freute es mich besonders, meine viele Mühe belohnt zu sehen.

Die Feier ging zu Ende und alle rückten in ihre Kaserne ein. Das Mittagessen war ein Festmahl, schon lange nicht erlebt bei den Soldaten.

Bei schönem Nachmittagswetter besuchten wir die Schützeninsel in Leitmeritz, wo die Militärkapelle konzertierte. In Gesellschaft lieber junger lustiger Mädchen ließ es sich dort wirklich gut unterhalten. Bis in später Nachtstunde weilten wir dort, niemand dachte ans Heimgehen. Mit deutscher Zivilbevölkerung konnte man wirklich gute Freundschaft schließen. Bei Mondenschein wanderte unsere feuchtfröhliche Gesellschaft über die Elbebrücke wieder heim in unsere Schlafräume. Der Festtag fand somit ein würdiges Ende.

Im Gasthause „Zur Rose“, unserem Stammlokal, fand sich wieder einmal eine nette Gesellschaft ein. Unter dieser saß auch ein Stabsfeldwebel vom I.R. 42 mir gegenüber. Im Gespräch kam er auch auf den neuesten Erlass Sr. Majestät Kaiser Karl's, der lautete: Wenn in einer Familie der Vater oder der Ernährer der Familie bei Militär gefallen, oder in Folge der Kriegseinflüsse gestorben ist, so kann der Sohn oder Nachfolger zur Erhaltung der Familie, wenn er selbst Soldat ist, nicht mehr zur Frontdienstleistung herangezogen werden. Für Etappen- oder Heimatdienst kann er verwendet werden. Als ich dies hörte, berichtete ich ihm: bei mir trifft diese Bestimmung zu. Er gab mir den Rat, ich soll mich morgen sofort zum Rapport melden, dem Batteriekommandanten meine Bitte vorbringen, dass dieser Erlass für mich in Anwendung kommen soll.

Nächsten Morgen meldete ich mich mit einer Bitte zum Rapport. Als fünfter kam ich an die Reihe und brachte meine bitte sachlich vor. Der Chef wusste von diesem Erlass nichts, wollte mich ohne Erfolg abbeuteln. Ich ließ mir dies nicht gefallen und bat Herrn Oberleutnant Spiegel, er wolle so lieb sein mit mir hinüber in die Standeskanzlei vom I.R. 42 gehen und persönlich in dem erst vor kurzem eingelangten Erlass Einsicht nehmen. Dieser gute Offizier von meiner Feldbatterie und zugleich mit mir von draußen her sehr gut befreundet, stellte sich in Anwesenheit des Herrn Hauptmannes mir sofort zur Verfügung. Beide gingen wir hinüber zum Stabsfeldwebel, der mir gleich den Erlass zur Einsichtnahme auf den Tisch legte. Der Herr Oberleutnant überzeugte sich über die Richtigkeit meiner Bitte, ich bat den Stabsfeldwebel, er möge mir gleich eine Abschrift davon

machen, damit ich auch einen schriftlichen Beweis erbringen konnte. Herr Oberleutnant und ich kehrten sehr beglückt in die Batteriekanzlei zurück. Herr Oberleutnant Spiegel berichtete dem Chef über die Einsichtnahme und ich legte die Abschrift vor. Vorerst wollte der Chef nicht eingehen, bevor er nicht selbst von seiner höheren Stelle dieselbe Verständigung erhalte. Ich bemerkte nur so nebenbei: Dieser Erlass gilt doch für alle Heeresangehörigen, nicht nur für die Infanterie. Herr Hauptmann war scheinbar über mein bestimmtes Auftreten etwas verschnupft und meinte zum Schluss, er wartet ab. Mit diesem konnte ich gehen. Schon am nächsten Morgen erreichte dieser Erlass unsere Batterie. Feuerwerker Wagner, unser Dienstführender, verständigte mich hierüber. Nun konnte mich niemand mehr ins Felde an die Front bringen.

Da es beim Kader nicht mehr so gemütlich nach dieser Begebenheit zugeht, ersuchte ich Feuerwerker Wagner mir die nächste günstige Kommandierung bekanntzugeben. Selbstverständlich nahm ich nur eine mir genehme an. Ende August kam vom Kriegsministerium die Anforderung von zwei geschulten Unteroffizieren und fünf Mann, die in Konstantinopel als Instruktoren für die türkische Artillerie vorgesehen sind. Diese müssen selbständig die Ausbildung der Mannschaft mit der schweren Haubitze 15cm durchführen können. Diese Kommandierung gab mir Feuerwerker Wagner als Erstem bekannt und meinte noch zu mir: „Hans, nimm an, denn hier bekommst du wirklich eine gute Beschäftigung und auch eine außergewöhnlich gute Behandlung.“ Ich nahm mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, da doch erst im April mein seliger Vater starb und ich als Nachfolger des Betriebes, so auch als Ernährer der Familie in Frage komme. Auch mein Gesundheitszustand spielt im Orient eine große Rolle. Viele andere Gründe waren maßgebend, die einer guten Überlegung bedurften.

Spät in der Nacht kam Kamerad Tauer Fritz vom Spital zum Kader. Seine Liegestätte wurde ein leerer Strohsack neben mir. Viel gab es gegenseitig zu erzählen. Er vom Geschehen bei der Feldbatterie, ich von hier. Wie ich ihm berichtete, dass es hier für Frontkämpfer schon gar nicht interessant sei, gab er gleich zu verstehen, sein Hierbleiben wird gar nicht lange dauern, im Nu wird er weg sein.

Frühmorgens hatte ich mir schon überlegt, ob ich in die Türkei gehe oder nicht. Ich ging nicht. Diesen Entschluss berichtete ich Tauer Fritz und schlug ihm vor, für mich einzuspringen. Fritz war sofort einverstanden. Beide besuchten wir Feuerwerker Wagner und gaben ihm unsere Vereinbarung bekannt. Tauer Fritz, Feuerwerker Biegler Leopold und fünf Mann reisten bereits am zweiten Tag nach Wien ins Arsenal zur Sammelstelle, um mit der gesamten Ausbildungsabteilung nach Konstantinopel zu fahren. Für mich wird sich in Bälde doch etwas Günstiges finden, um von hier fort zu kommen.

Nach kaum vierzehn Tagen schien für mich wieder heller Sonnenschein. Eine Abordnung von zwei Unteroffizieren und fünf Mann soll von unserer Ersatzbatterie für eine neue Feldwachebatterie in Lemberg gestellt werden. Bei dieser soll die Nachschubmannschaft für den Frontdienst sorgfältig ausgebildet und hernach zu den Feldbatterien als gut klassifiziert abgegeben werden. Diese Auswahlbeschäftigung als auch Ausbildung der Mannschaft für die Frontdienstleistung sagte mir sofort zu. Meinen Entschluss gab ich dem Feuerwerker Wagner bekannt und erhielt von ihm die Zusage, da diese Verwendung richtig nach dem Wortlaut des erwähnten Erlasses für mich schien.

Zu dieser Ausbildungsgruppe wurden Feuerwerker Jaschitz, ich und fünf Mann bestimmt. Im Monturdepot erhielten wir eine vollständig neue Feldausrüstung. Der Marschbefehl wurde in Jaschitz's Hände ausgefolgt. Er lautete auf zwölf Tage. Wäre der Transport früher gewesen, dann hätten alle Teilnehmer acht Tage Heimaturlaub erhalten. Mit Jaschitz konnte man kein vernünftiges Wort darüber reden. Jaschitz, ein alter Kanzleiführer, noch nie an der Front eine Kugel pfeifen gehört, war nicht zu bewegen, auf meinen Vorschlag einzugehen. So mussten sich alle dem sturen Willen eines unerfahrenen Vorgesetzten fügen. Der Abschied von Theresienstadt fiel keinem schwer, da für jeden höchste Zeit war, von hier fort zu kommen, in eine andere Beschäftigung. Die in letzter Zeit unerträglichen Schikanen seitens der Offiziere, so auch vom Batteriechef selbst, gingen uns alten Frontsoldaten schon über die Hutschnur.

Die Reise auf unseren Bestimmungsort Lemberg ging über Leitmeritz, Königgrätz, Mährisch Trübau, Olmütz, Mährisch Ostrau, Krakau, Przemysl. Sie währte nur achtundvierzig Stunden, Also zehn Tage zu früh. Wie mussten wir uns mit diesem sturen Jaschitz ärgern. Alle sechs Mann ließen ihm diesen Blödsinn auch dementsprechend fühlen. Niemand hatte an ihm ein Interesse. Die Meldung der Einrückung wollten wir vorerst beim Stadtkommandanten erstatten. Dort konnten wir keine Annahme finden. Für diese geplante Feldersatzbatterie 25 existierte noch kein Ort. Das Platzkommando verwies uns auf die Zitadelle, vielleicht weiß dort jemand etwas von unserer neuen Verwendung. Auch dort fanden wir keine Aufnahme, sondern wurden an die Umbewaffnungsgruppe von Major Knispel am Litschakov verwiesen. Durch die fortwährende Abweisung von einem Kommando zum anderen litt unsere Stimmung sehr. Bevor wir zum Litschakov, einem höheren Waldrücken am Nordostrand der Stadt Lemberg gingen, besuchte unsere Gruppe eine Ausspeisung des deutschen Soldatenheim, bei der jeder Soldat um billiges Geld ein gutes Mittagessen erhielt. Um uns ein wenig auszuruhen und zu stärken hielten wir Ermüdeten eine Stunde Rast, wo uns eine liebevolle Aufnahme gegeben wurde. In dieser so guten Gaststube nahmen wir uns sogleich vor, öfters hierher zu kommen, sollten wir hier bleiben in der freundlichen Stadt Lemberg. Nach 1½ Stunden langem Marsch, bei glühender Sommerhitze, erreichten wir sehr erschöpft die Umbewaffnungsgruppe. An der Waldlisere ließ sich im grünen Rasen alles nieder um ein wenig ausschnaufen zu können.

Der Kommandant der Umbewaffnungsgruppe, Herr Major Knispel, nahm unsere Meldung persönlich entgegen. Er berichtete uns, er weiß wohl, dass hier in Galizien an der Ostfront eine solche Feldersatzbatterie aufgestellt

wird, aber wann, weiß er nicht. Vorerst müssen alle neuen Gebirgsbatterien marschbereit gestellt sein und dies kann noch Monate dauern. Wir seien die erste Abteilung der schweren Batterie und gehen vorläufig in Verpflegung und Quartier zu ihrer Stammmannschaft. Für Beschäftigung ist nichts vorgesehen. Also ist uns Gelegenheit geboten uns die Stadt Lemberg genau zu besichtigen und auch die Zivilbevölkerung kennen zu lernen.

Herr Major hieß uns setzen. Ich kam ganz in der Nähe des Schreibtisches zu sitzen. Bei näherer Betrachtung der Gesichtszüge kam mir vor, als seien wir schon irgendwo längere Zeit beisammen gewesen. Auch dem Major ging es so. Nach ein wenig Nachdenken frug mich der Major, wo wir beisammen waren. Ich erkannte ihn hernach gleich. Ich erinnerte mich ans Arsenal in Wien, im Juli 1915, wie unsere Batterie II. neu aufgestellt und ausgerüstet wurde. Damals kam ich täglich in die Kanzlei um die Fassungsscheine, die mir stets der Herr Major aushändigte. Mein Bericht über die damalige Beschäftigung erfreute ihn sehr. Musste ihm kurz meine Frontdienstzeit schildern, wie die Skoda Haubitzen wirken und wie oft Rohrkrepiierer wir hatten. Auch er berichtete mir von seiner Wiener Dienststelle, wieviele Batterien durch seine Hände ins Feld gesandt wurden und wie lange er schon hier in Lemberg weilte. Diese Unterhaltung währte beinahe eine halbe Stunde. Jaschitz konnte über unsere so gemütliche Aussprache nicht genug staunen, als wären wir schon immer die besten Freunde. Von nun an wollte er die hohe Amtsmine mir gegenüber ablegen, ich ließ ihn bei seiner Meinung, doch engere Freundschaft schloss ich mit ihm nicht.

In der Kanzlei nahm man unsere Mannschaft in Stand und Verpflegung. In einem nahe gelegenen Stockhaus erhielten wir ein schönes reines Quartier. Mit dem Rechnungsunteroffizier gab es gleich gute Harmonie. Ich erkundigte mich bei ihm, wie ich zu einer Beschäftigung in seiner Batterie kommen könnte, da doch für uns vorläufig keine vorgesehen sei. „Für meine Kanzlei kannst du gleich in der Werkstatt der nahen Sargfabrik mehrere Stellagen anfertigen. Die Verpflegsfassung kann ich öfters vom Bahnhof abholen. Es wird für dich immer etwas hier sein, dass mir nicht zeitlang wird“, meinte er zu uns.

Die gewünschten Stellagen fertigte ich in der erwähnten Fabrik spielend in drei Tagen an, da hier alle nötigen Maschinen vorhanden waren, die ich zur Herstellung benötigte. Vorerst hatte ich großes Interesse an der wohl gut organisierten Anlage. Alle Arten von Weich- und Hartholzsärgen erzeugte diese Firma.

Im Auftrage meiner Dienststelle ersuchte ich den Chef dieses Unternehmens um Bewilligung zur Ausführung meines Stellagenauftrages. Nebstbei bat ich ihn mir die schöne Betriebsstätte zu zeigen, so auch die Herstellungsweise der Säрге ansehen zu lassen. Meine Bitte erfüllte er sofort. Er führte mich vorerst zum Holzplatz, wo sich wirklich ein großes Lager an trockenem Material befand. Von dort ging es in die Maschinenhalle, zur Handwerkstätte und Fertigmacherei. An Arbeitskräften standen fünf Soldaten mit zwanzig gefangenen Russen in Beschäftigung. Der Firmeninhaber meinte zu mir am Schlusse unseres Rundganges: „Wenn sie wollen, können sie jederzeit hier im Betrieb Beschäftigung finden und ein wenig Geld nebenbei verdienen“. Solange ich mich frei bewegen kann, werde ich dieses günstige Angebot selbstverständlich annehmen, denn Geld hat der Soldat nie zuviel. Für die nächsten Wochen war damit für mich vollauf für Beschäftigung gesorgt und auch für einen Nebenverdienst eine Möglichkeit geschaffen.

Nach Vollendung der Stellagenarbeit trat ich sofort in der Sargfabrik in Arbeit ein. Der Chef erklärte mir den Arbeitsvorgang, am Holzplatz könnte ich mit dem Zuschneiden und Einteilen des Eichenholzes für die Säрге sofort beginnen. Als Helfer erhielt ich zwei gefangene Russen, die schon länger hier im Betrieb in Beschäftigung standen. Mit ihnen hatte jeder leichtes arbeiten, da sie von dieser Arbeit schon Vorkenntnisse besaßen. Mein Wille, meinen jetzigen Chef voll zufrieden zu stellen, gelang mir schon nach Ablauf der ersten Arbeitswoche. Im Laufe der ersten 5½ Tage räumten wir drei Mann drei hohe Eichenholzstöße ab, das eingeteilte Holz brachten meine zwei Arbeitskameraden zur Kreissäge zum Kürzen und zur Besäumung. Diese schöne Beschäftigung gefiel mir sehr, der Lohn für die erste Woche betrug zweiundzwanzig Kronen bar auf die Hand. Für meine Begriffe erschien mir diese Summe Geld sehr hoch. Der Chef lobte meine gute reichliche Leistung und meinte zu mir: „Solche Kräfte soll halt der Betrieb haben, dann ging bei weitem mehr Fertigung an die Kunden ab.“ Erzählte ihm kurz von unserer Tischlerei daheim und auch vom Tod meines Vaters als Soldat. Um so mehr galt ich jetzt bei ihm, da er wusste, ich werde auch nach dem Kriege ein selbständiger Meister. Die zwei folgenden Wochen arbeitete ich im Maschinenraum, dann in der Handwerkstätte und zum Schlusse bei der Montage und erhielt dadurch Erfahrung in der rationellen Erzeugung aller Sorten von Särgen, die mir im späteren Leben gute Dienste leisten wird.

Von nun an teilte man mir den Dienst als Fassungsunteroffizier zu. Diese Stellung bot mir Gelegenheit, die Schönheiten der Stadt, so auch die Lebensweise der Bewohner näher kennen zu lernen. Bei Beginn dieses Krieges zählte Lemberg als viertgrößte Stadt der österreichisch - ungarischen Monarchie 600.000 Einwohner. Jetzt im Kriege gilt sie als Hauptzentrum aller Militärformen und Kommandostellen am östlichen Kriegsschauplatz. Zivilvolk sah man wenig auf der Straße. Der Großteil davon zog bei den Kampfhandlungen fort, jetzt bei ruhiger Zeit kehrten nicht alle zurück. Der größte Teil der Männer sind bei Militär, nur die gebrechlichen und alten Männer konnte man mit Kindern auf den Straßen sehen. Die Frauen hatten den Haushalt zu führen, nur in der Einkaufszeit am Vormittag wanderten sie von einem Laden zum anderen.

Im Judenviertel gab es immer bewegtes Leben. Die alten bärtigen Männer mit ihren zogen in ihren Kaftans auf dem Bankett der Hauptstraße in ganzen Kolonnen durch die Stadt. Kam man in ihre Nähe, roch man sie schon von weitem. Eine Ausdünstung ging von ihnen aus, die uns förmlich anekelte. Ihre Wohnstätten und Läden

sahen sehr schlampig und unrein aus. Wenn man nirgends etwas Gesuchtes zu kaufen bekam, der Judenladen hatte es. Hier auch kein Interesse in diesen Läden zu kaufen.

Auf der Fassungsstelle am Bahnhof fand ich sehr nette Menschen vor. Besonders in der Fleischregie traf ich einige Wiener Fleischhauer, die für mich besonders gute Sympathie erweckten. Sooft ich Fleisch bei ihnen fasste, erhielt ich für mich und Rechnungsunteroffizier eine Zubuße an Leber, Nierndl, Hirn und Rostbraten. Von nun an gab es immer ein gutes Nachtmahl.

Mit den Kameraden der Kanzlei unternahm ich am Abend öfter Spaziergänge durch die belebte Hauptstraße und suchten dabei auch einige gute Ausspeisungslokale auf, besonders in den Milchtrinkhallen gab es jederzeit vorzügliche Mehlspeisen.

Unsere liebe Hausfrau besorgte für sich, ihrem Mann und uns drei Kameraden eines Tages Theaterkarten im Lemberger Stadttheater, wo Carmen am Programm stand. In lieber Gesellschaft dieses älteren Ehepaares genossen wir hier eine wirklich schöne gute Unterhaltung unmittelbar hinter der Frontlinie, die sich fünfzig Kilometer östlich von Lemberg von Norden nach Süden zog.

In einem, dem Stadttheater nahe gelegenen Kaffeehaus setzten wir unser gemütliches Beisammensein bei fröhlichster Stimmung bis ein Uhr früh fort. Alle fühlten sich hier vogelfrei von allem Zwang und eisernem Muss des Militarismus, niemand merkte, dass es schon so spät geworden ist. Wir brachen auf und gingen bei hellem Mondschein nach Hause.

Unter dieser Zeit trafen bereits Mannschaften von anderen Ersatzbatterien mit derselben Bestimmung ein, wie wir. In einer Baracke, neben des Platzes, auf dem die neu aufgestellten Feldbatterien ihre Übungen abhielten, fanden sie Unterkunft. Ein Stabsfeldwebel der Infanterie, eine Pole aus Galizien, wurde als Dienstführender uns zugeteilt, der jedoch vom Artilleriefach keine Idee hatte. Auch wir kamen nun zu ihm. Die nun zusammengestellte Mannschaft musste jeden Tag Fuß- und Gewehrexerzieren. Dies gefiel mir gar nicht. In der letzten Zeit gewöhnte ich mir die Freiheit so an, dass ich den Befehlszwang schon wirklich hasste.

Eines Tages gaben ein Vormeister, ein gebürtiger Grazer, und ich unsere Stiefel zur Reparatur und blieben in der Baracke bis sie fertig waren. Der Dienstführende erschien um neun Uhr vormittags bei uns und fragte mich, ob ich nicht nach Wien fahren wolle, um für unsere neue Ersatzbatterie Geschütze, Richtmittel, Artilleriematerial, für die Bespannung des Pferdegeschirr, Sättel und Decken im Arsenal zu fassen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam diese freudige Nachricht zu mir. „Jawohl, Herr Stabsfeldwebel, ich fahre.“ Im Arsenal kenne ich jede Fassungsstelle vom Jahre 1915 und heuer 1917 im Sommer. Ein Begleitmann soll auch mit mir bestimmt werden. Den Grazer Vormeister frug ich gleich, ob er auch mit uns fahren wolle. „Selbstverständlich bin ich bereit mitzufahren, habe ich doch eine liebe Schwester in Wien.“ Beide wurden für elf Uhr in die Kanzlei bestimmt um den Marschbefehl ausstellen zu lassen.

Ein Oberleutnant, ungarischer Rechtsanwalt in Budapest, erwartete uns bereits in der Kanzlei und stellte sich uns beiden als Transportführer vor. Sprach gebrochenes deutsch und erkundigte sich bei uns ob ich mich in Wien auskenne und ob ich die Fassung verstehe. Er sei noch nie in Wien gewesen, auch kenne er nicht alles was gefasst werden soll. Dies kam mir sehr gut zu stehen. Ich wiederholte meine, dem Stabsfeldwebel gegebene Erklärung und gewann damit das vollständige Vertrauen bei unserem jetzigen Vorgesetzten.

Herr Oberleutnant berichtete mir, die Abreise erfolgt noch heute abends um ½11 Uhr mit dem Schnellzug nach Wien. Unser Reisegepäck war bald gepackt. Nachmittag erhielten wir beide frei. Noch einen kleinen Besuch beim Chef der Sargfabrik gemacht, um mich von ihm zu verabschieden und herzlich Dank zu sagen für sein Vertrauen und Wohlwollen während meiner Tätigkeit in seinem Betrieb.

Am Abend fanden wir uns bei unserem Transportführer pünktlich ein und fuhren mitsammen mit der Strassenbahn zum Bahnhof. Herr Oberleutnant beschaffte sich ein leeres Seitenabteil 2. Klasse, in dem wir es uns besonders gemütlich machen konnten. Die Nacht hindurch konnte ausgeschlafen werden, sollten keine anderen Fahrgäste die gegenüberliegende Bank benützen. Die Abfahrt erfolgte pünktlich um ½11 Uhr. Anfangs der Fahrt erzählte Herr Oberleutnant aus seinem Zivilleben in Ungarn anschließend von seiner Militärlaufbahn. Auch ich schilderte ihm meine Jugendzeit, berichtete über das Ableben meines Vaters als Soldat, sowie mein ganzes Soldatenleben kurz bis heute. Dadurch fanden wir uns zu ehrlicher Freundschaft. Schon lange fand ich keinen Offizier solcher Art, ein wirklich aufrichtiger Mensch und Kamerad als Vorgesetzter. Die Nacht hindurch konnte man halbwegs Ruhe finden. Es kam niemand in unser Abteil herein.

Um ½8 Uhr früh trafen wir am Nordbahnhof gesund und wohl auf mit großer Freude in der geliebten Wienerstadt ein. Im Arsenal meldeten wir unser Eintreffen bei der Umbewaffnungsgruppe bei Major Übelacker, im selben Trakt wo einst Major Knispel war, zur Übernahme des ganzen Ausrüstungsmaterials unserer neuen Feldersatzbatterie 25. Herr Major Übelacker gab uns Bescheid, dass vor vier Wochen an eine Ausfolgung nicht zu denken sei. Die dringendsten Gebirgsbatterien müssen unbedingt noch vorher an die italienische Front abgehen. Um hier nicht unnütz in Wien zu bleiben bat ich Herrn Major mir für diese Zeit Urlaub zu geben. Alle drei erhielten Urlaub auf unbestimmte Zeit, auf telegrafische Einberufung. Mit dem Abendzug ging es nach Krems und zu Fuß in Gesellschaft unserer Urlauber nach Gföhl. In später Nachtstunde erreichten wir unser Ziel. Ganz unerwartet klopfte ich wieder beim Gartenfenster die Mutter wach. Mit den Worten: „Mutter, ich kann drei bis vier Wochen bei dir bleiben, ich erhielt Urlaub auf Einberufung“. Diese unerwartete Freude all meiner Lieben ließ uns nicht zum Einschlafen bringen. Immer wieder kam eine neue Frage und Antwort. An diesem Morgen gaben alle ein wenig zu beim Aufstehen. Ende Oktober gab es am Feld kein Arbeiten mehr bei uns, daher konnte ich wieder im

berufe mir ein wenig Geld verdienen. Im Nu sprach sich bei unseren Kunden mein Kommen herum und schon bald kam Arbeit ins Haus. Bei Fräulein Stör im Schloß Jaidhof erhielt ich einen schönen Auftrag um im Schlosse wieder ein Mal nach dem Rechten zu sehen. Wie gut stand Mutter und Geschwister dieses kleine Zubußgeld zu dem so kargen Unterhaltsgeld an. In dieser Urlaubszeit ging ich kaum zu jemandem auf Besuch ins Haus. Jede Stunde nutzte ich für die Arbeit. Nach 3½ Wochen kam der Einberufungsbefehl und nun ging es wieder nach Wien. Herr Oberleutnant kam aber noch nicht, obwohl auch er dieselbe Einberufung erhielt. Bei der Umbe-
waffnungsgruppe meldete ich dem Major, ich kann auch ohne dem Offizier die Übernahme des ganzen Materials vornehmen, da ich ohnehin die Durchführung solcher Übernahme schon öfters ohne Anstand machte. „Nun gut, sie können beginnen, bis sie fertig sind wird doch schon ihr Transportführer zur Unterschriftgabe hier sein, wenn nicht, gilt auch ihre Unterschrift.“ Volle acht Tage dauerte die Übernahme des so vielfältigen Materials. Bei siebzehn verschiedenen Stellen erhielt ich Material für sechzehn Waggonladungen. Die meiste Arbeit und Zählen der Stücke bedeutete die Ausrüstung der Bespannung, da die Geschirrbestandteile einzeln gegeben wurden, die erst bei der Batterie durch den Sattler zusammengestellt werden mussten. In zwei geschlossenen Waggons brachten wir alle Richtmittel, Schanzzeug und Artillerieausrüstung, sowie das ganze Bespannungsmaterial unter. In einem dieser Waggons richteten wir uns eine gute Liegestatt für uns zwei Mann für die lange Bahnfahrt her. Als alles in den Waggons verladen und plombiert war, überbrachte ich die Meldung über die vollständige Übernahme dem Herrn Major. Zu meiner größten Freude traf ich dort unseren Herrn Oberleutnant, der schon sehr besorgt um mich war. Als er mich eintreten sah, eilte er sofort zu mir und erkundigte sich über den Fortgang der Übernahme durch mich. Ich konnte ihm getrost die Vollendung und den bereits verladenen Transport zur Meldung bringen. Morgen um 8 Uhr 10 vormittag geht der Transport vom Rangierbahnhof der Ostbahn ab. Er kann mit ruhigem Gewissen seine Unterschrift in den Fassungslisten geben. Er kann sich auf mein gegebenes Wort verlassen. Vielen Dank erstattete er mir für meine gewissenhafte Arbeit und versprach mir bestes Wohlwollen bei unserer Batterie in der Etappe. Mit meinem Begleitmann vereinbarte ich noch den Treffpunkt morgen vor der Abfahrt am Eingangstor zum Rangierbahnhof der Ostbahn um ½7 Uhr früh. Der Transportführer fuhr nicht mit uns, sondern allein mit dem Personenzug nach Lemberg. Ich verabschiedete mich von den Zweien und ging zur Tante Käthe.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr früh traf ich pünktlich am vereinbarten Treffpunkt ein, um meinen Begleitmann rechtzeitig zu empfangen. Ich wartete bis sieben Uhr, doch er kam noch nicht. Ich wusste noch nicht einmal, wo mein Transport zur Abfahrt bereit stand. Das Platzkommando gab mir bekannt, am Geleise 28 steht der Zug um 8 Uhr 10 zur Abfahrt bereit. Bis ich dort eintraf war es bereits ½8 Uhr. Mein Gepäck und Rucksack ließ ich am Boden vor dem Zug stehen, lief noch ein Mal zum Tor zurück, vielleicht ist er doch schon hier. Als ich ankam und niemandem vorfand, sah ich auf die Uhr, sie zeigte fünf Minuten vor acht Uhr. Ein längeres Warten gab es nicht mehr. Im Eilschritt ging ich zurück zur Abfahrtsstelle. Wie ich in Sichtnähe kam, war der Zug bereits ausgefahren und ich hatte das Nachsehen. Was soll jetzt geschehen? Sofort auf die Abfahrtsseite des Ostbahnhofes laufen, um mit dem nächsten Personenzug nach Budapest zu fahren, um meinen Transport dort einzuholen. Was musste ich am Bahnhof erleben? Der nächste Zug ging bereits um 9 Uhr 10 ab. Für mich gab es keine Möglichkeit zum Schalter zu gelangen. Unzählige Ungarn füllten den Vorraum derart, dass oft zwei und drei Menschen aufeinander kollerten. Ein Lärm, nicht zum Aushalten, ein deutsches Wort hörte man überhaupt nicht. Für den Mittagszug wollte ich nochmals vorbeikommen, doch alle Mühe vergebens. Da kam mir ein guter Gedanke: Wenn mein Begleitmann doch mit dem Transport mitfuhr, der vielleicht den Weg mit mir am Rangierbahnhof kreuzte, fahre ich einige Tage nach Hause, denn der Marschbefehl lautete auf zehn Tage. Bis dorthin bin ich mit der Nordbahn im Personenzug viel früher in Lemberg, als der Lastzug mit meinem Transport. Wie gedacht, so getan. Mit dem nächsten D-Wagen ging es eilends zum Franz Josefs Bahnhof. Um 5 Uhr 10 Abfahrt nach Krems und zu Fuß nach Hause. Ankunft um die Mitternachtsstunde. Meine Lieben konnten es gar nicht fassen, mich schon wieder vor sich zu haben. Mein Missgeschick berichtete ich ihnen in Kürze und alle mitsammen freuten sich wieder beieinander sein zu können auf kurze Zeit. Einige Tage Heimatluft taten mir wieder sehr wohl. Vier Tage verweilte ich zu Hause. Dieses Mal besuchte ich meine Verwandten und Freunde, da ein Arbeitsbeginn in dieser kurzen, mir selbst genommenen Urlaubszeit kaum möglich erschien.

Am fünften Tag meines Urlaubs verließ ich wieder meine liebe Heimat, es ging jetzt hinaus nach Galizien. Am Nordbahnhof ließ ich meinen Marschbefehl nicht mehr abstempeln, da ich mir am Abfahrtstag des Transportes ihn bereits am Platzkommando geben ließ. Damit war ich gedeckt, dass ich mit dem Transport mitfuhr. Auf der Nordbahnstrecke sah ich immer nach dem Rechten, um den Feldgendarmen auszuweichen, damit ich keine Schwierigkeit wegen dieser Fahrt im Personenzug bekomme. Ich hatte Glück, kein Anstand bis Lemberg. Mein erster Weg galt dem Platzkommando um Erkundigung dort einzuholen, ob mein Transport schon hier sei, oder avisiert wurde. Zum Glück noch nicht. Dem Bahnbeamten berichtete ich mein Pech, der volles Verständnis hierfür zeigte. Er gab mir den Rat, alle drei Stunden hier am Platzkommando anzufragen, ob der Transport schon eingetroffen oder vorgemeldet sei; von Sambor wird er bestimmt hierher avisiert.

Schon vier Tage hindurch frug ich täglich viermal ob er schon eingetroffen sei. In dieser Zeit schlief ich im Soldatenheim, in einer Ausspeisung besorgte ich meine Verpflegung privat. Am 11. Tag der Ausstellung des Marschbefehles holte ich sie mir in der Verpflegsstation am Bahnhof. An diesem Tag erfuhr ich die Ankunft des Zuges. Der Transport ist bereits von Sambor kommand avisiert und dürfte um zwei Uhr nachmittags eintreffen. Schon um ein Uhr mittags fand ich mich am Lastenbahnhof ein, durchsah die eingelangten Züge und suchte nach

meinem Transport. Zu meinem großen Erstaunen stand ich auf ein Mal vor meinem Loris. Zählte sie ab, sie waren vollständig. Als ich die zwei geschlossenen Waggons passierte, rief mich ein Korporal aus dem nächsten Waggon zu sich und frug mich, ob ich vielleicht der Transportführer dieser sechzehn Waggons sei. „Jawohl, der bin ich, warum fragst du mich?“ „Dein Begleitmann ist mit dem Transport gefahren, wo warst du?“ Im Kurzen berichtete ich ihm den Sachverhalt und jetzt muss ich doch wissen wo mein Begleitmann hingekommen ist? „der ist schon zum Kommando gefahren und meldet dein Fernbleiben. Im Nu rann ich zur Haltestelle der Straßenbahn um schnellstens dorthin zu gelangen. Wie ich die Haustür beim Kommando öffnete kam mir der gesuchte Vormeister entgegen, er hatte bereits die Meldung erstattet und auch für die ganze Fahrtzeit das Verpflegsgeld erhalten.

Im Vorhaus berichtete er mir, wie schlecht es ihm mit der Verpflegung in Ungarn erging, da er kein Marschdokument in Händen hatte. Selbes hatte ja ich. In gründlicher Aussprache erfuhr jeder von uns, wie es jeweils dem anderen in diesen elf Tagen erging. Er hatte in Ungarn mit einem Hauptmann einen besonders schweren Auftritt, der ihm keine Verpflegung aushändigen wollte. Durch sein sicheres und konsequentes Auftreten gab der Offizier nach, ansonsten hätte er sich bei dem nächst höheren Kommando gemeldet und diese schroffe Abweisung zur Anzeige gebracht. Nach dieser gegenseitigen Information betraten wir beide die Kanzlei, wo nur der Rechnungsunteroffizier anwesend war. Wie staunte dieser, mich jetzt auch vor sich zu haben. Ich erstattete ihm meinen Bericht, wie es mir in Wien am Ostbahnhof erging. Jetzt sprach mein Begleiter sein Geschick; wir gingen wirklich füreinander. Er stieg knapp vor Abfahrt dem Zug zu. Beide fanden wieder zueinander, wir sind jetzt da mit dem Transport, was soll geschehen? „Wir bleiben nicht in Lemberg, sondern gehen weiter nach Sulimov, Bahnstation Rodeinze“, erhielten wir als Antwort. Der Marschbefehl erhielt eine fünftägige Verlängerung und Neuausstellung des Bestimmungsortes Rodeinze. Für die nicht bezogene Verpflegung und Löhnung bekam ich Geld hierfür.

Am Bahnhof bezogen wir beide im geschlossenen Waggon unser vorbereitetes Quartier. Vom Platzkommando konnte ich keine genaue Abfahrtszeit erfahren. Wegen Mangel an Lokomotiven müssen vorerst die dringendsten Transporte abgesandt werden. Es kann vielleicht drei bis vier Tage auch dauern.

Bei Einbruch der frühen Vorabenddämmerung begaben wir uns auf dem warmen Deckenlager zur Ruhe. Wie glücklich fühlte sich jeder von uns, endlich beisammen zu sein. Noch lange dauerte unser gegenseitiges Erzählen von all dem, in den letzten elf Tagen Erlebten, sei es gut oder schlecht gewesen. Erst um die zehnte Abendstunde übermannte uns der Schlaf.

Um ein Uhr früh erfolgte am Waggon ein furchtbarer Krach, die Sättel und Geschirrteile kollerten auf uns hernieder und begruben uns beide. Was war geschehen? Unser Waggon fiel einseitig bei dem Verschieben einer anderen Zugsgarnitur über einen Wechsel aus dem Geleise, sodass er nun schief in dem ganzen Transport von sechzehn Waggons hängen blieb.